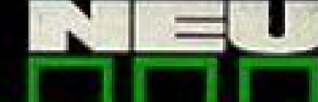
2,00 DM / Band 728
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Angst in den Alpen

Frankreich F 9,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 175



Angst in den Alpen

John Sinclair Nr. 728

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 16.06.1992

Titelbild von Kike

Sinclair Crew

Angst in den Alpen

Irgendwo in dieser Hölle aus Schnee und Eis lauerte der Tod! Das wußte ich, doch ich ging trotzdem weiter. Ich kämpfte mich voran, hielt den Kopf gesenkt, um das Gesicht wenigstens ein wenig zu schützen. Die Kapuze hatte ich festgezurrt und hatte es eigentlich nicht glauben wollen, daß es einen Wetterumschwung geben würde. Ich war eines Besseren belehrt worden. Es hatte ihn gegeben. Und er war über mich gekommen in einem Wirbel aus Sturm, Nebel und Schnee.

Meine Kleidung war dick genug, um nicht zu erfrieren. Da war ich auf Nummer Sicher gegangen, auch die Schuhe garantierten Wärme für meine Füße, dennoch umtoste mich der Wind, und er brachte die verdammten Eiskristalle mit.

Wie kleine Fingerspitzen trommelten sie gegen mein Gesicht. Das Zeug klebte mir sogar in den Haaren.

Ich wußte nicht einmal genau, wie hoch ich eigentlich war. Zweitausend Meter oder mehr?

Jedenfalls hatte es im Tal nicht geschneit, aber der Winter würde noch kommen. Ende November schlich er sich höchstens einmal wie ein Raubtier in die Täler, um sie für kurze Zeit mit dem weißen Leichentuch einer Schneeschicht zu bedecken.

Den Himmel konnte ich nicht sehen. Alles um mich herum war grau in grau. Himmel, Erde, die einzelnen Richtungen, das alles wühlte zusammen. Es war eine Soße, durch die der Schnee toste, bevor er sich zu Boden legte oder von Windstößen zu wahren Haufen und Verwehungen zusammengetragen wurde.

Für mich war es wichtig, die Richtung beizubehalten, nur nicht verirren. Ich mußte die Hütte finden, ansonsten war alles zu spät. Da lief ich dann im Kreis herum und konnte mich irgendwann in einer Schneewehe begraben lassen.

Von meinem Begleiter sah ich nichts. Er war irgendwo hinter mir zurückgeblieben. Er hatte als Führer fungieren sollen. Das war auch ganz gut gelaufen, bis er das Pech gehabt hatte, in eine Spalte oder ein Loch zu treten, was schlecht für sein rechtes Bein gewesen war. Er hatte es sich umgeknickt und sicherheitshalber den Rückweg angetreten.

Ich wollte die Hütte finden!

Mit gesenktem Kopf stampfte ich weiter. Unterschiedlich tief sackte ich an den bestimmten Stellen ein. Manchmal bis zu den Knien.

Ich kämpfte mich voran.

Ich befand mich im Auge des Wirbels. Eingefangen von der Kälte. Ich war nicht im Himalaya, sondern in den Alpen, an der Grenze zwischen Österreich und der Schweiz und dachte daran, daß dieser Weg im Sommer häufig von Wanderern benutzt wurde.

Nicht jetzt…

Und ich dachte weiter.

Irgendwo in dieser Hölle sollte sich das Grauen versteckt halten. Ein furchtbares Etwas, ein Tod, der die Menschen brutal überfallen hatte. Keiner wußte etwas Genaues. Viele sprachen von einem Monstrum aus dem Eis, andere nannten es den Tod aus dem Gletscher, wieder andere hielten dieses Gebiet insofern für etwas Besonderes, daß sich hier Welten trafen und sich gegenseitig öffneten, was immer damit auch gemeint war.

Eines stand fest.

Menschen hatten auf grausame und rätselhafte Weise ihr Leben verloren, und ich war gekommen, um den Spuren nachzugehen. Ich wollte mich mit einer Person in der Berghütte treffen, die angeblich Bescheid wußte und mir mehr sagen konnte. Dazu mußte ich die Hütte erst einmal finden und drückte mir ständig die Daumen, es auch ohne Führer zu schaffen. Es war einfach nicht meine Art, so schnell aufzugeben.

Die Thermojacke hielt mich warm. Der Wind war am schlimmsten. Oft genug umheulte er mich wie ein wildes Tier. Er stieß Schreie aus, er wimmerte und jammerte, er blies den Schnee in gewaltigen Wolken vor sich her, er war überall, er packte auch mich, so daß ich oft genug Stöße mitbekam, die ich nur mühsam ausgleichen konnte.

Es ging bergauf, immer wieder bergauf.

Manchmal steil und mühsam, dann wieder flacher, aber es gab nichts, was mir keine Mühe bereitet hätte.

Ich war das Opfer, ich wurde gekrallt, an mir biß er sich fest, aber er biß sich auch die Zähne aus.

Ich machte weiter. Ich stampfte durch die Weiße Hölle, denn ich wußte, daß der Sturm irgendwann aufhören würde. Dann sah alles besser aus.

Zum Glück lag der Schnee noch nicht so hoch, als daß er alle Markierungen hätte verdecken können. Und manchmal legte der Wind eine Atempause ein. Die wirbelnde Masse riß auf, so daß ich einen kleinen Ausschnitt dieser herrlichen Umgebung erkennen konnte. Sogar die Hütte sah.

Zuerst glaubte ich an eine Täuschung, doch beim nächsten Aufreißen erkannte ich sie deutlich.

Sie war da. Sie trotzte dem Wind, war auf einem Felsvorsprung errichtet worden und wurde im Sommer bewirtschaftet, da sie auch ein Ziel für Wanderer war.

Ich lachte hart in den Wind hinein. Er hatte mich nicht besiegt, und auch der verdammte Schnee hatte es nicht geschafft. Der Anblick meines Ziels hatte meinen Motor wieder auf Vordermann gebracht. Jetzt konnte mich nichts mehr halten.

Ich beeilte mich.

Der Schnee lag dick wie Watte. Wieder sank ich tief ein, zerrte die Beine hervor, fluchte, ging einmal auf allen vieren einen schneebedeckten Hang hoch, wischte mein Gesicht sauber und spürte die Kälte auch auf meinen Lippen.

Ich mußte einen Bogen schlagen, um die Terrasse zu erreichen. Die Stufen sah ich nicht. Der Schnee bedeckte sie völlig. Ich bemerkte sie, als ich darüber stolperte, weil ich durch mein Gewicht ziemlich tief eingesackt war.

Dann stand ich vor dem Haus.

Ich schaute hin.

Der Schnee klebte an der Außenwand. Er war von den mächtigen Winden wütend dagegen geschleudert worden, wobei es regelrechte Verwehungen gegeben hatte.

Der Eingang lag an der Seite. Die Schneeschicht kroch an der Außenwand in die Höhe und erreichte sogar die Fenster, von denen an dieser Seite nur die Hälfte zu sehen war.

Mich umorgelte noch immer der Wind. Er schien sich hier oben noch mehr auszutoben, er war wütend, er wechselte ständig seine Richtungen, wollte mich umstoßen, hieb immer wieder gegen mich, aber ich konnte ihm trotzen.

Dann stand ich an der Tür.

Sie lag günstig. Beinahe der gesamte Schnee war an ihr vorbeigeweht worden. Unter meinen Füßen sah ich sogar das helle Holz der Terrassenbohlen.

Auf ihm trat ich einige Male hart auf. Schnee fiel von meinen Schuhen. Ich produzierte auch bewußt diese Geräusche, um den Mann auf mich aufmerksam zu machen, der in der Hütte wartete.

Mein Informant rührte sich nicht.

Ich an seiner Stelle hätte längst am Fenster gestanden, um zu beobachten, wann der Besucher kam.

Aber da war nichts geschehen. Mir fiel zudem ein, daß kein Rauch aus dem Schornstein quoll. War der Mann, von dem ich nicht einmal den Namen kannte, nicht anwesend?

Ein ungutes Gefühl beschlich mich. Es war wieder die Warnung vor dem Kommenden. Ich hatte plötzlich den Eindruck, reingelegt worden zu sein. Daß hier nicht alles so war, wie ich es zu finden hoffte. Irgend etwas konnte anders gelaufen sein.

Die Klinke stand weit genug von der eigentlichen Tür entfernt, daß ich sie auch trotz des dicken Handschuhs umfassen konnte. Sie klemmte etwas, als ich sie drückte.

Dann stieß ich mit der Schulter gegen die Tür.

Genau in diesem Augenblick heulte der Sturm wieder auf. Zudem hatte der Wind gedreht. Er schleuderte seine unzähligen Schneekörper jetzt in meine Richtung. Wie kleine Glasscherben prasselte das Zeug gegen meinen Rücken.

Ich stolperte in die Hütte. Schnee trieb ebenfalls hinein. Ich drehte mich um und wuchtete die Tür gegen den starken Wind zu.

Geschafft!

Ich zerrte die Kapuze herab und löste auch die Brille. Dann schaute ich mich um.

Wie der Weihnachtsmann kam ich mir nicht gerade vor, aber so ähnlich. Ich stand in einer fremden Umgebung und nahm einen bestimmten Geruch wahr. Es roch nach kalter Asche, nach Verbranntem. Das alles lag zwischen den Holzwänden.

An den Seiten waren die Tische zusammengeschoben worden. Die Stühle standen darauf. Die Theke war leergeräumt worden, und in der Ecke sah ich einen alten Eisenofen.

Nur keine Spur von meinem Informanten.

Ich ging einige Schritte. Auf den Holzbohlen hinterließen die Tritte Echos. Die Decke war niedrig und ebenfalls mit Holz bedeckt. Plakate

hingen an den Wänden. Zumeist warben sie für irgendein Produkt. Dazwischen klebten auch die Fahrpläne für die Seilbahnfahrten. Aber es war keine Menschenseele zu finden.

Hatte mich der Knabe versetzt?

Ich zerrte den Reißverschluß der Thermojacke auf. Schnee schmolz allmählich zu Wasser. Es bildete um meine Füße eine glänzende Lache. Es sah eigentlich alles so völlig normal aus, und trotzdem hatte ich den Eindruck, daß nichts, aber auch gar nichts normal war.

Hier hatte sich etwas verändert…

Wieder überkam mich ein mißtrauisches Gefühl. Der Schauer auf meinem Rücken lag nicht allein in der Kälte. Es kam mehr von innen, weil ich immer stärker zu der Überzeugung gelangte, daß hier einiges nicht stimmte, trotz dieser äußerlichen Normalität.

Neben der Theke befand sich eine Tür. Dort ging es zu den Toiletten. Ich nahm diesen Weg, schaute mich wenig später in den kleinen Räumen um und fand sie ebenfalls leer.

Alles wirkte so schrecklich verlassen…

Und draußen tobte der Sturm. Ich blickte manchmal durch die Fenster, sah nur den weißen Wirbel, bildete mir aber ein, in ihm die knöcherne Fratze des Todes zu sehen.

Ich kehrte in den Gastraum zurück. Mein Mund war trocken. Ich verspürte Durst.

Dann sah ich den Durchgang jenseits der Theke. Wahrscheinlich führte er in die Küche.

Ich mußte eine Klappe in die Höhe heben, um mich hinter die Theke schieben zu können. Nach zwei weiteren Schritten stoppte ich ab. Etwas gefiel mir überhaupt nicht.

Es war der Geruch.

Okay, der Gestank nach kalter Asche war geblieben, aber es war ein anderer Geruch hinzugekommen.

Ich schnupperte.

Meine Kehle trocknete noch mehr aus. Gleichzeitig begann mein Gehirn zu arbeiten. Ich dachte über den verdammten Geruch nach und kam zu einem schrecklichen Ergebnis.

War es der Gestank von Blut…?

Unwillkürlich schluckte ich. Meine Nackenhaut zog sich zusammen. Der Durchgang zur Küche kam mir plötzlich wie ein Tor in die Hölle vor. Ich ging trotzdem auf ihn zu.

Meinen rechten Arm hatte ich angewinkelt, die Hand so ausgestreckt, daß ich schnell nach der Beretta fassen konnte, wenn es erforderlich war. Die Gänsehaut war von meinem Nacken aus weiter nach unten gewandert. Die Luft kam mir dick vor. Den Blutgeruch schmeckte ich schon im Mund.

Ich ging weiter.

Dann sah ich die Küche. Ich war auf der schmalen Türschwelle stehengeblieben. Es brannte kein Licht, aber durch die viereckigen Fenster kam trotz des Schneewirbels noch genügend Helligkeit, um sogar Einzelheiten erkennen zu können.

Der Ofen, eine Bank, ein Tisch, zwei Stühle, ein Vorratsschrank, das alles sah ich wie durch einen Nebel.

Sehr klar und deutlich zeichnete sich der Mittelpunkt ab. Und der war Grauen pur.

Ich hatte meinen Informanten gefunden. Er lag auf dem Boden. Oder zumindest das, was noch von ihm übriggeblieben war. Er war tot und sah aus, als hätte ihn ein Raubtier zerrissen…

Ich tat zunächst nichts. Ich spürte nur, wie meine Augen anfingen zu brennen, als hätte jemand Säure hineingekippt. Dieser Anblick traf mich tief. Er bohrte sich in meine Erinnerung hinein. Er war wie eine grausame Zeichnung, die sich nie mehr löschen lassen würde.

Der Mann mußte einen fürchterlichen Tod erlebt haben, denn überall sah ich sein Blut. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß es einen Menschen gab, der so schrecklich wütete, das mußte eine andere Kreatur gewesen sein, dieses Wesen, vor dem die Menschen im Tal eine so schreckliche Furcht hatten und sie auch der Meinung waren, daß es aus den Tiefen der Hölle gestiegen war.

Keiner konnte es beschreiben. Manche nannten es den Gletschertod, andere die Bestie aus dem Eis.

Wie dem auch war, eines jedoch stand fest: In den Alpen ging die Angst um!

Man hatte mich losgeschickt, um sie zu stoppen, aber ich kam mir vor wie jemand, der am Rand des Abgrunds steht und darüber nachdenkt, ob er ihn überspringen oder lieber einen Schritt zurückgehen soll.

Ich tat keins von beidem, ich blieb stehen und dachte über den Toten nach.

Das tat ich nicht inmitten dieser schrecklichen Szene und der blutbefleckten Kleider. Ich ging wieder zurück in den Gastraum, nahm mir einen Stuhl und setzte mich. Mein Verlangen, einen Schnaps zu trinken, steigerte sich.

Ich hatte Glück, daß ich unter der Theke noch eine Flasche entdeckte. Sie enthielt einen Selbstgebrannten, ein Zeug, das einem die Zehennägel hob.

Ich trank es.

Scharf und gleichzeitig heiß sickerte die klare Flüssigkeit in meinen Magen. Das Gefühl von Wärme tat mir verdammt gut.

Ich nahm wieder Platz. Mein Blick glitt durch eines der Fenster nach draußen in den wilden Flockenwirbel hinein. Ich hätte jetzt zurücklaufen können, das wiederum wollte ich auch nicht, denn ich

glaubte daran, daß der Sturm bald abflauen und dann einschlafen würde. Erste Anzeichen waren schon vorhanden. Der Schnee fiel nicht mehr ganz so dicht. Ein blasser, heller Streifen zerteilte das wirbelnde Grau.

Schon zu Beginn des Falls war ich gestoppt worden. Wer immer die unheimliche Macht im Hintergrund war, sie hatte genau zum richtigen Zeitpunkt reagiert.

Es war ja nicht der erste Tote, und die Gerüchte hatten sich im Laufe der Zeit verdichtet.

Es gab Menschen, die davon überzeugt waren, daß das Unheimliche aus den Tiefen des Alls gekommen war, um die Menschen aufzurütteln und mit den schrecklichen Ereignissen zu schocken.

Andere wiederum waren davon überzeugt, daß der Teufel persönlich seine Kreaturen losgelassen hatte, weil er es leid war, mit ihnen in der Hölle zu hocken.

Das waren Spekulationen, aber eines stand fest: Es hatte vier Tote gegeben!

Und jeder Mensch war auf eine schreckliche Weise ums Leben gekommen.

Ich wäre eigentlich nie auf den Fall aufmerksam geworden, hätte es da nicht eine Person gegeben, die in dieser Nähe einen spätherbstlichen Kurzurlaub verbracht hätte.

Jane Collins war in die Berge gefahren und hatte von diesen Vorfällen erfahren.

Auch sie hatte sich darum gekümmert, war aber zu keinem Ergebnis gekommen, hatte mich dann heißgemacht, und ich war in dieses einsame Tal gefahren.

Ohne Jane, denn sie mußte sich um Sarah Goldwyn kümmern, die krank im Bett lag. Eine Grippe hatte die Horror-Oma erwischt, worüber sie sich am meisten ärgerte, denn das war ihr seit Jahren nicht mehr passiert, wie sie glaubhaft versichert hatte.

Suko, der seine schlimme Zeit endlich hinter sich hatte, war auch nicht mitgekommen. Er wollte noch einige Tage in London mit seiner Partnerin Shao zusammenbleiben. Die beiden hatten sich bestimmt einiges zu erzählen, und er wollte auch gewisse Dinge zurechtrücken, wobei die Hexe Yannah eine Hauptrolle spielte.

Also hatte ich mich allein und trotzdem mit dem Segen meines Chefs Sir James auf den Weg gemacht.

Den dritten Tag hielt ich mich bereits in den Bergen auf, und erst jetzt hatte ich eine Spur gefunden.

In den ersten beiden Tagen hatte ich nur herumgefragt, war aber meistens bei den Bewohnern auf Granit gestoßen. Keiner hatte mir so recht eine Antwort geben wollen. Schließlich war es mir dann gelungen, einen Führer zu finden, der sich allerdings das Bein

vertreten hatte.

In gewisser Hinsicht war ich auch froh darüber, daß ich hier allein saß. Es wäre zu schlimm gewesen, ihn mit einem derartigen Anblick zu konfrontieren.

Ich trank noch einen Schluck und zündete mir eine Zigarette an. Dabei dachte ich nach, wie es wohl weitergehen konnte. Zu einem Resultat gelangte ich nicht.

Meine Gedanken drehten sich schließlich um den Killer: Wer, zum Henker, besaß diese Brutalität und Rücksichtslosigkeit, Menschen auf diese Art und Weise zu vernichten. Ja, er hatte die Opfer nicht nur getötet, sondern zusätzlich noch seinen Haß an ihnen ausgelassen.

Im Himalaya sollte es den Yeti geben, hier aber nicht. Wir waren in Europa, mitten in den Alpen, da trieb sich keines dieser zotteligen Monstren herum.

Es gab natürlich Theorien, über die ich ebenfalls nachgedacht hatte, und ich war zu einem Ergebnis gekommen, von dem ich allerdings nicht überzeugt war. Ich rechnete mit einem tödlichen Gruß aus irgendeiner anderen Welt, aus der tiefen Vergangenheit, was auch immer. Es konnte hier ein Gebiet geben, wo sich ein Zeitloch befand, wo sich verschiedene Zonen überlappt hatten und transzendentale Tore bildeten.

Es konnte alles auch ganz anders sein. Daß irgendein Perverser die Gegend unsicher machte und Menschen mit den entsprechenden Mordinstrumenten tötete.

Vier waren gestorben.

Es stellte sich die Frage, ob es die vier rein zufällig erwischt hatte oder ob sie alle zuviel gewußt hatten. Das letzte Opfer war auch mir unbekannt. Ich wußte nur, daß er von den Dorfbewohnern als Eremit bezeichnet wurde, denn dieser Mann hatte sich zurückgezogen. Er lebte in den Bergen und kam nur hin und wieder in den Ort, um sich Proviant zu besorgen.

Hatte er mehr gesehen und somit auch mehr gewußt? Ebenso wie die drei anderen, die vor ihm gestorben waren?

Ich hatte keine Ahnung, aber ich würde nicht eher verschwinden, bis ich diese furchtbaren Taten aufgeklärt hatte. Dafür war das Grauen einfach zu stark gewesen.

Ich drückte die Zigarette in einem Reklameascher aus und stand auf. Die Musik des Sturms war leiser geworden. Zwar wirbelte noch der Schnee aus den Wolken, aber er nahm mir nicht mehr die Sicht. Wenn ich aus dem Fenster schaute, konnte ich bereits den Rand der Terrasse erkennen. Es war auch sinnlos, nach Spuren zu suchen. Sollte es welche gegeben haben, hatte sie der Schnee längst zugedeckt, und in der Hütte hatte ich auch keine gefunden.

Da war keine Tür und kein Fenster zerstört worden. Der unheimliche

Mörder war völlig normal in diese Berghütte gelangt. Wahrscheinlich hatte ihn der Einsiedler sogar selbst eingelassen.

Dann war es kein Monster gewesen, denn davor hätte sich jeder Mensch gefürchtet.

Was sollte ich tun?

Ich würde wieder verschwinden, hinunter in den Ort gehen, und mich dort umhören. Kein Mensch kann so allein leben, daß nicht irgend etwas über ihn bekannt ist. Möglicherweise war das Motiv auch im Leben des Mannes zu suchen.

Als ich den Kopf drehte, blitzte etwas auf und blendete mich. Der erste Sonnenstrahl, der durch ein Fenster fiel und mein Gesicht getroffen hatte.

Es war ein Wunder.

Keine Wolken mehr am Himmel, dafür eine strahlende Bläue, in die sich die Sonnenstrahlen hineintasteten und sie zusätzlich noch vergoldeten. Hinzu kam die frische. Kälte, da mußte ich einfach hinaus.

Ich war schon an der Tür, als ich das Geräusch hörte.

Sofort blieb ich stehen. Einordnen konnte ich es nicht. Es hatte sich angehört wie ein Kratzen oder Schnauben.

Auf der Stelle drehte ich mich herum. Das Geräusch war nicht in diesem Raum aufgeklungen, sondern irgendwo anders. Möglicherweise dort, wo die Leiche lag.

Ich mußte mich überwinden, um diese Richtung einzuschlagen. In meinem Magen lag ein dicker Stein, der noch stärker drückte, als sich das Geräusch wiederholte.

Jetzt waren es Schritte.

Tritte, die trippelnd gesetzt wurden, als würde sich ein Kind durch den Raum bewegen.

Verdammt, das war doch nicht möglich…

Ich schob mich hinter die Decke. In den dicken Schuhen konnte ich nicht geräuschlos gehen. Ich war zu hören, auch von dem, der in dem hinteren Küchenraum wirkte.

Dann hörte ich das Kichern…

Ich blieb stehen.

Wer lachte über eine Leiche? Wer war so verrückt, daß er…?

Ich zog meine Waffe, weil ich durchaus damit rechnete, daß der Mörder zurückgekehrt war. Die Beretta gab mir kaum Sicherheit. Wer immer sich für die schrecklichen Taten verantwortlich zeigte, er würde sich vor einer Pistole kaum fürchten.

Vor der Tür blieb ich stehen. Im Hals kratzte es, wieder brannten meine Augen, ich brauchte nur noch einen Schritt nach vorn zu gehen, dann sah ich alles.

Dieser letzte Schritt fiel mir schwer. Noch einmal holte ich Atem,

dann ging ich vor.

Der schwere Schuh klopfte auf den Boden. Dieses ziemlich laute Geräusch war auch von der Gestalt in der Küche gehört worden, denn sie fuhr blitzschnell herum.

Ich traute meinen Augen nicht, die Mündung der Waffe sank automatisch nach unten.

Vor mir stand ein Zwerg!

***

Böse funkelten die Augen in einem alten Gesicht, das einen sehr breiten Mund aufwies. Die Haut des Zwerges zeigte eine erdbraune Farbe, und seine Kleidung war ebenfalls dunkel. Sie erinnerte mich an einen Tarnanzug eines Soldaten, schimmerte zwischen Grün und Braun.

Eine Mütze trug das Kerlchen nicht. Auf dem breiten Kopf wuchs struppiges Haar. Es hatte einen schlohweißen Schimmer bekommen. Der Kleine schien nicht mehr jung zu sein.

Was er in dieser Küche getan hatte, wußte ich nicht, aber ich konnte es mir denken, denn nicht weit von ihm entfernt lag ein Jutesack. Wahrscheinlich hatte er die Überreste der Leiche dort hineinfüllen wollen, um dann zu verschwinden.

Doch woher war er gekommen?

Klar, durch das offene Fenster. Für seine Körpermaße reichte es aus. Und er schielte auch dorthin.

Ich hob den freien Arm und deutete auf den Toten. »Darf ich fragen, was das hier soll?«

Er glotzte mich an. Seine kleinen Finger bewegten sich. Er schloß die Hände zu Fäusten, dann gab er mir eine Antwort. Allerdings in einer Sprache, die ich nicht kannte. Vielleicht war es Ladinisch oder Rätoromanisch, wer konnte das wissen?

Ein Name schoß mir durch den Kopf.

Laurin!

Es war ein Zwergenkönig gewesen, und er hatte sein Reich in den Alpen gehabt, im heutigen Südtirol, das ja zu Italien gehört. Aber hier war nicht Südtirol, zudem gehörte der Zwergenkönig zu den Sagengestalten, aber damit hatte ich schon meine Erfahrungen sammeln können. Nicht alles, was zu einer Sage oder Legende gehörte, mußte auch sagenhaft bleiben. Vieles davon entsprach den Tatsachen.

Waffen hatte ich an diesem Zwerg nicht entdecken können. Das besagte nichts. Er machte auf mich sowieso einen sehr bösen Eindruck und zählte sicherlich nicht zu meinen Freunden.

Jetzt duckte er sich, bewegte seine kleinen Arme und zischte mir etwas zu.

Wahrscheinlich sollte ich verschwinden.

Das würde ich auch, nur nicht allein. Ich wollte mir den Kleinen schnappen und ihn mit ins Dorf nehmen.

Als ich einen Schritt auf ihn zuging, streckte er mir seinen rechten Arm entgegen. Die Hand war gespreizt, nur konnte er mich so nicht aufhalten.

»Komm schon, Kleiner«, sagte ich. »Wir werden uns mal in Ruhe unterhalten.«

Er sprang hoch.

Ein Schrei löste sich dabei aus seiner Kehle. Er klirrte durch den engen Raum, seine Augen funkelten wie geschliffene Steine, und plötzlich sprang er mich an.

Ich hätte natürlich schießen können. Das ließ ich bleiben. Ich wehrte ihn mit der freien Hand ab. Als ihn mein Schlag erwischte, wunderte ich mich über die Schwere seines Körpers. Die Hand tat mir weh, und es kam mir vor, als wäre er aus Stein. Mit einem lauten Geräusch landete er auf dem Boden, rollte sich dort herum, wollte hochkommen, aber mein Fuß war schneller.

Der Kleine befand sich noch in der Rückenlage, als ich ihn festnagelte.

Starr blieb er liegen.

Noch immer funkelte er mich an. Sein Mund hatte sich auch jetzt in die Breite gezogen. Er zischte mir Worte zu, aber es war anders, als würde ein normaler Mensch sprechen.

Ich hatte den Eindruck, als brauchte er während des Sprechens nicht zu atmen.

»Wer bist du?«

Als Antwort spie er aus, und es war ein grünlicher Schleim, der aus seinem Mund schoß.

Das Zeug traf mich nicht, es klatschte zu Boden, und es fing sogar an zu dampfen.

Der Fall wurde immer rätselhafter.

Dann bemerkte ich den Schatten. Irgendwo an einem der Fenster bewegte er sich.

Ich drehte den Kopf.

Das grinsende Zwergengesicht hinter der Scheibe sah ich noch, mehr auch nicht.

Etwas erwischte mich am Hinterkopf und schrammte auch über meinen Nacken. Da mußte jemand einen harten Gegenstand geworfen haben, und diesem Aufprall hatte ich nichts mehr entgegenzusetzen.

Die Wucht riß mich von den Beinen und in die tiefe Schwärze der Bewußtlosigkeit…

***

Als ich erwachte, schmerzte mir der Schädel, auch der Nacken, aber

es hatte sich ansonsten nichts verändert. Ich lag noch immer an derselben Stelle in der kleinen Küche dieser einsamen Berghütte.

Doch, es war etwas anders geworden.

Es gab die Leiche nicht mehr!

Ich stellte es fest, als ich mich vorsichtig aufrichtete und einen ersten Rundblick wagte. Die Leiche, der Sack und natürlich auch der Zwerg waren verschwunden. Selbst das Blut war teilweise abgewaschen worden. Da hatte jemand versucht, Spuren zu verwischen.

Ich ärgerte mich über mich selbst und vor allen Dingen darüber, daß ich diesen Zwerg nicht ernst genug genommen hatte. Ich hätte ihn als einen Gegner ansehen und auch damit rechnen sollen, daß er nicht allein gekommen war.

Das Ziehen verteilte sich durch den gesamten Kopf. Im Nacken aber war es besonders schlimm. Als ich über meinen Hinterkopf tastete, da spürte ich unter dem Haar eine kleine Beule, und ich sah auch den Gegenstand, der mich erwischt hatte.

Es war eine volle Flasche gewesen, die nicht weit von mir entfernt lag und nicht einmal zerbrochen war.

Um auf die Uhr schauen zu können, schob ich den Ärmel der Jacke zurück.

Mein Zeitbegriff funktionierte noch. Lange konnte ich nicht bewußtlos gewesen sein. Knapp eine halbe Stunde höchstens.

Ich wälzte mich herum, fluchte wieder einmal über mich selbst und dachte an den Rückweg. Normalerweise kein Problem, aber so leicht angeschlagen machte es keinen Spaß, ins Tal zu klettern.

Etwas wacklig stand ich auf den Beinen, preßte meine Hände gegen meinen Kopf und atmete tief durch. Die Beretta hatte man mir gelassen. Sie steckte inzwischen wieder an der richtigen Stelle.

Waren Zwerge die Killer?

Kaum vorstellbar, daß die kleinen Wesen so etwas tun konnten. Allerdings wollte ich es auch nicht ganz abstreiten, denn ich brauchte nur an den bösen Ausdruck im Gesicht des kleinen Mannes zu denken. Da hatte sich der Haß manifestiert.

Ich verließ die kleine Küche und betrat den leeren Gastraum. Hier hatte sich niemand mehr versteckt, und auch als ich die Außentür öffnete, sah ich nichts Verdächtiges.

Die Sonnenstrahlen knallten mir ins Gesicht. Ich setzte die dunkle Brille auf und schaute gegen die herrlich frische und weiße Schneelandschaft, die die Umgebung völlig verändert hatte. In dieser Höhe war alles weiß.

Vom Rand der Terrasse aus konnte ich ins Tal und damit in den Ort schauen.

Wie eine grüne Insel lag es unter mir. Der Schneesturm hatte tatsächlich nur in dieser Höhe getobt.

Die tiefer liegenden Gegenden waren von ihm ausgespart worden.

Ich entdeckte sogar den grauen Wanderweg, der zwischen den grünbraun gefärbten Matten talwärts führte. Ihn mußte ich erreichen, um ans Ziel zu gelangen.

Die Zwerge ließen sich nicht blicken. Sie hatten das Weite gesucht, befanden sich bestimmt in ihren Verstecken, und ich fragte mich, wo die wohl waren.

Einen Vorteil hatte die Begegnung mit dem Zwerg gehabt. Ich wußte jetzt, woran ich war, und ich würde auch unten im Ort meine entsprechenden Fragen stellen.

Er sah nett und lieblich aus.

Es war ein Dorf, das im Winter seine Ruhe hatte. Wer hier Ferien verbrachte, der wollte nicht auf den Brettern ins Tal rasen, sondern die Natur genießen und durch den Schnee wandern. Die großen Skigebiete lagen einige Täler weiter.

Die Kirche in der Dorfmitte fiel besonders auf. Der Turm ragte in den wolkenlosen Himmel, und ich hörte sogar, wie die Glocke anschlug und die Mittagssonne ankündigte. Die klare Luft trug den Schall bis zu mir hoch.

Bevor ich ins Tal stieg, umrundete ich noch einmal die Hütte, um nach Spuren zu suchen.

Ich fand im Schnee die Abdrücke kleiner Füße und schloß daraus, daß es mehrere Personen gewesen waren, die den Weg gefunden hatten. Sie verliefen sich aber bald, doch ich hatte erkannt, daß sie nicht auf meiner Höhe blieben, sondern ebenfalls ins Tal führten. Bestimmt würde ich sie dort noch einmal treffen.

Ich machte mich auf den Weg.

Der Schnee taute. Er war weich geworden und knirschte trotzdem, als meine Füße ihn zusammendrückten.

Ich ärgerte mich nur über meine Kopfschmerzen. Bei jedem zu hart gesetzten Tritt spürte ich die Stiche, die durch den Kopf zuckten und sich verteilten wie ein Blitzgewitter.

In den Bergen täuschten Entfernungen. Was nah aussieht, kann sehr weit entfernt sein.

Die Vegetation veränderte sich auch.

Die ersten Nadelbäume warfen Schatten auf den Boden. Lichter Wald umgab mich an manchen Stellen, eingepackt in die Stille einer grandiosen Bergwelt, dessen oberen Gipfel und Grate von einer dicken Eisschicht bedeckt waren.

Und dann sah ich meinen Führer.

Er hieß Fritz Höller und hockte auf dem Stein am Wegrand. Er hatte mich schon gehört und schaute in meine Richtung. Das Heben seiner Schultern sagte mir eigentlich alles. Er war wütend, ärgerte sich, mußte aber sein Schicksal gelassen hinnehmen. Neben ihm blieb ich

stehen.

»Es ist ein verfluchter Mist«, sagte er. »Aber ich habe mir tatsächlich den Knöchel verstaucht. Bis hierher konnte ich es schaffen, doch keinen Schritt weiter.«

»Dann werde ich dich tragen.«

Er grinste. »Das schaffst du nicht!«

Höller war vierzig, sah aber älter aus, denn er wirkte irgendwie auch verwittert. Wind und Wetter hatten seine Haut gegerbt und auch ein Muster aus Falten um Augen und Stirn entstehen lassen.

Seine Nase ragte krumm aus dem Gesicht hervor. Mit der Spitze berührte sie beinahe den grauen Bart, der Kinn und Wangen umwuchs.

Ich setzte mich neben ihn. Wegen der Kopfschmerzen brauchte ich einfach einen Moment Ruhe.

»Bist du jetzt sauer, John?«

»Nein. Du kannst ja nichts dafür.«

»Aber ich ärgere mich trotzdem. Immer wieder bin ich den Weg gegangen, nie ist etwas passiert und jetzt…«

»Es gibt immer ein erstes Mal, Fritz.«

»Ein schwacher Trost.«

»Besser als keiner.« Ich schaute auf das Dorf. Nicht weit entfernt sah ich bereits einen asphaltierten Weg.

»Und wie ist es dir ergangen, John? Hast du die Hütte gefunden und auch den Einsiedler?«

»Ja - beide.«

»Was sagte er?«

»Nicht viel.« Ich blieb ziemlich wortkarg, denn ich wollte auf ein anderes Thema hinaus. »Sag mal, Fritz, du bist doch hier geboren und kennst dich aus.«

»Stimmt.«

»Gut, dann will ich dich fragen, ob du hier schon einmal Zwerge gesehen hast?«

Er schaute mich an, als wüßte er nicht, ob er lachen oder weinen sollte.

»Die Frage ist ernst gemeint.«

»Ja, ja, das glaube ich dir. Klar, ich habe schon Zwerge gesehen. In den Gärten, weißt du…«

»Die meine ich nicht.«

»Welche dann?«

»Lebende oder lebendige Zwerge. Echte, kleine Menschen. Nun ja, Zwerge eben.«

Er lachte nicht, er gab auch keine Antwort, aber er schlug hastig ein Kreuzzeichen. Was immer die Geste auch bedeuten sollte, ich kam damit einfach nicht zurecht.

»Habe ich dir etwas getan?«

»Nein, aber du redest so, als hättest du echte Zwerge gesehen. Das… das ist nicht wahr. Die gibt es doch nicht…«

»Da bin ich mir nicht so sicher.«

»Hat dir das der Einsiedler erzählt?«

»Der nicht. Er konnte nicht mehr reden. Du verstehst, was ich damit sagen will.«

Fritz Höller hob die Arme an. Er preßte seine Hände gegen das Gesicht. »0 Gott«, flüsterte er, »das kann doch nicht wahr sein!«

»Er war tot.«

Höller schloß die Augen. Dann fragte er mit leiser Stimme: »Wie auch die anderen?«

»Ja, Fritz. Furchtbar ums Leben gekommen.«

Höller sah aus, als wollte er aufstehen, überlegte es sich aber und blieb sitzen. Wahrscheinlich dachte er an sein Bein. Oder der Schreck hatte ihn zu hart getroffen.

Ich saß so, daß ich ihn anschauen konnte. Zwar zeigte er sich schockiert, aber nicht so entsetzt, wie ich es mir eigentlich vorgestellt hätte. Im Gegenteil, er kam mir beinahe so vor wie ein Mensch, der etwas Ähnliches erwartet hatte.

Beweisen konnte ich es nicht, doch ich hatte den Eindruck, als würde er mir etwas verschweigen.

Ich hörte ihn schwer atmen, dann räusperte er sich.

»Wolltest du etwas sagen, Fritz?«

»Nun ja, ich…«

»Bitte!«

»Du fragtest nach den Zwergen, nicht?«

»Richtig.«

Er versuchte so etwas wie ein Lächeln, das ihm jedoch mißlang. »Also, ich kann mir nicht helfen. Aber hast du gedacht, daß diese Zwerge eventuell Mörder sind…?«

»Es ist zu befürchten.«

»Aber wenn du sie gesehen hast, warum hast du sie nicht festgehalten? Ich meine, du bist ein Mann, gegen sie vielleicht ein Riese. Du hättest sie doch…«

»Sie schlugen mich nieder.«

Er staunte. »Wie das?«

»Jemand warf eine Flasche. Mein Kopf war ihr im Weg.«

»Dann warst du bewußtlos?«

»Ja«, sagte ich nickend.

Er rieb seine Hände gegeneinander. »Und du lebst noch? Sie hätten dich doch auch töten können.«

»Stimmt. Haben sie aber nicht.«

»Das ist komisch«, flüsterte er. »Jetzt sind schon vier Personen

gestorben, aber du nicht.«

»Vielleicht fehlte ihnen bei mir das Motiv.«

»Welches denn?«

»Das werde ich noch herausfinden«, sagte ich und stand auf. »Komm, Fritz, ich werde dich stützen.«

»Der Weg ist weit.«

»Kennst du eine bessere Lösung?«

»Bestimmt nicht.«

Er konnte mit dem rechten Fuß tatsächlich nicht auftreten. Ich mußte ihn stützen, und so humpelte er neben mir her. Ich stellte ihm keine weiteren Fragen mehr, hatte aber durchaus den Eindruck, daß er mir nicht alles erzählt hatte, was er wußte. Ich hielt mich inzwischen drei Tage im Ort auf, doch erfahren hatte ich so gut wie kaum etwas. Da lief ich einfach gegen eine Wand. Die Bewohner waren stur und Fremden gegenüber ziemlich mißtrauisch.

Ich war gespannt, wie sie reagierten, wenn ich sie auf die Zwerge ansprach. Mittlerweile rechnete ich damit, daß sie darüber informiert waren.

Manchmal hatte auch ich Glück. So in diesem Fall. Als wir nämlich den asphaltierten Weg erreichten, hörten wir das Geräusch eines Traktors. Hinter der nächsten Biegung war es aufgeklungen. Ich drehte meinen Kopf nach rechts und sah, wie sich der grüne, mit Lehm bespritzte Trecker aus der Kurve hervorschob. Der Trecker zog einen kleinen Wagen mit Gummireifen und leerer Ladefläche.

»Das ist der alte Savini«, sagte Fritz. »Der kann uns mitnehmen.«

Ich zog ihn auf die Straße und winkte. Der Fahrer stoppte. Er war wirklich alt, wirkte zerknittert wie altes Papier und lachte, als er Höller humpeln sah.

»Hat es dich erwischt?«

»Ja, verdammt.«

»Jetzt willst du gefahren werden, nicht?«

»Wenn es dir nichts ausmacht, du alter Knurrbock.«

»Gut, steigt auf, ihr beiden.«

Zuerst hievte ich Höller auf die Fläche, dann kletterte ich hinauf. Meine Beine baumelten über den Rand, während sich Fritz so hingesetzt hatte, daß ihm der seitliche Aufbau als Rückenlehne diente.

»Kann ich fahren?«

»Ja.«

Ruckartig setzten sich die beiden Fahrzeuge in Bewegung. Eigentlich hätte es so schön sein können, dieser Höhenweg bot einen bemerkenswerten Blick auf die herrliche Bergwelt, die oben in tiefer weißer Stille lag und in unserer Höhe noch das Grün zeigte.

Kurvig schlängelte sich der Weg dem Dorf zu. Wir bekamen jede Schwankung mit. Für Leute, die schnell seekrank werden, wäre die

Fahrt nichts gewesen.

Schon sehr bald wurde uns der freie Blick durch den Wald genommen. Tannen, Fichten, einige Lärchen und manchmal buschiges Unterholz bildeten einen dichten Wald.

Die grünen Bäume verdeckten zum Teil die Scheibe der Sonne. An den meisten Stellen war es kühl und schattig.

Fritz Höller hielt die Augen geschlossen, die Beine ausgestreckt. Mit den Ellbogen stützte er sich auf der Ladefläche ab. Er wirkte auf mich wie jemand, der nicht sprechen wollte und lieber seinen eigenen Gedanken nachhing.

Ich wollte ihn auch nicht in Verlegenheit bringen und sprach ihn deshalb nicht an.

Obwohl der uns umgebende Bergwald völlig normal war, kam er mir etwas geheimnisvoll vor.

Ich mußte immer wieder an die Zwerge denken und auch daran, daß ein so dichtes Unterholz für sie ausgezeichnete Verstecke bildete. Da waren sie überhaupt nicht zu fassen.

Der Wechsel zwischen Hell und Dunkel, diese immer wiederkehrenden flirrenden Sonnenlichtflecken, die schnell auftauchten und der Düsternis Platz schufen, strengten meine Augen an.

Ich sah Bewegungen, wo es keine gab. Manchmal bildete ich mir auch ein, Zwergengesichter zu sehen. Zudem kreisten meine Gedanken ausschließlich um sie.

Es war für mich nicht der erste Fall, in dem sie eine Rolle gespielt hätten. Sie waren mir von Aibon her bekannt, und ich hatte sie auch in einem geheimnisvollen Hügel erlebt, den sie gegen einen Industriekonzern verteidigt hatten.

Es gab sie überall, und ich war auf eine erneute Begegnung mit ihnen sehr gespannt.

Der Motor des Treckers knatterte so vor sich hin. Nicht sehr laut, so daß ich auch das Pfeifen des Fahrers hörte. Der Alte schien gute Laune zu haben.

Plötzlich verstummte das Pfeifen!

Das genau an einer Stelle, die zu den finstersten dieses Waldstücks gehörte, denn die Schatten flossen von zwei Seiten über die Fahrbahn hinweg auf uns zu.

Ich dachte mir dabei nichts. Vielleicht waren dem Mann die Melodien ausgegangen. Zudem meldeten sich meine Kopfschmerzen stärker zurück, weil sich der Wagen doch sehr stark bewegte und auch geschüttelt wurde.

Er verließ die Spur.

Zuerst nur leicht, dann geriet er regelrecht ins Schlingern, als hätte der Alte die Gewalt über das Fahrzeug verloren.

Ich zog die Beine an und drehte mich um.
Mein Glück!
Etwas Glänzendes huschte haarscharf an meinem Gesicht vorbei und verschwand auf der anderen Seite des Weges im Wald.
Gleichzeitig fuhr der Trecker in einer scharfen Kurve und fast schon im rechten Winkel nach links.
Nur der Graben und die Bäume.
Er krachte hinein, während ich längst flach auf der Ladefläche lag. Auch er war aus seiner Lethargie aufgeschreckt. Er wollte eine Frage stellen, als ihn der Aufprall umwarf. Er hatte ihn nicht mehr ausgleichen können.
Eine Falle!
»Bleib liegen!« keuchte ich und bewegte mich auf der Ladefläche dem vorderen Teil des Wagens entgegen. Dort starrte ich gegen die hohen Hinterräder des Treckers, zugleich gegen den Aufbau und sah auch den Rücken des Alten.
Der Mann saß noch immer hinter dem Steuer. Er kam mir starr vor wie ein Eisklumpen, der sich plötzlich aber bewegte, sehr langsam und sehr steif nach links kippte.
Da war kein Gurt, der ihn hielt.
Schwer fiel er in den Graben. Der Aufprall wühlte das feuchte Laub auf, und der Mann blieb liegen, als wäre er tot.
Ich aber wußte, wer die Falle gestellt hatte.
Zwerge!

***

Hinter mir hörte ich Fritz Höller fluchen. »Scheiße, was ist denn mit Savini los?«
»Bleib unten.«
»Was ist mit…?«
»Er ist vom Bock gefallen.« Ich drehte mich im Liegen um. Auf der Ladefläche war ich nicht sicher, ich brauchte mehr Bewegungsfreiheit, zudem wollte ich meine Gegner locken.
Bevor ich in die Höhe schnellte, sah ich noch das verzerrte Gesicht des Fritz Höller, dann ging ich das Risiko ein und jumpte über den Rand der Ladefläche hinweg.
Für einen mir viel zu lang erscheinenden Moment befand ich mich in der Luft, spürte das Ziehen im Nacken, dachte an das glitzernde Etwas, das mich fast erwischt hätte, und landete dicht neben Savini im Graben. Ich drückte das Laub tief zusammen. Der alte Mann rührte sich nicht. Ich wechselte blitzschnell meinen Standort und warf mich dem knorrigen Unterholz entgegen.
Der feuchte Boden war aufgeweicht. Er klebte an meinen unförmigen Schuhen. Ich kam nicht so weiter, wie ich es mir gern vorgestellt

hätte, und es waren die harten Zweige einer Fichte, die mir beinahe die Brille vom Gesicht gerissen hätten.

Neben dem Raum ging ich in die Hocke. In meinem Körper steckte eine wahnsinnige Spannung. Ich wartete darauf, daß sich etwas tat. Ich ging davon aus, daß die Feinde in der Nähe lauerten und auch mich angreifen würden.

Das passierte zunächst nicht.

Kühl strich der Wind durch den Bergwald. Ich nahm die dunkle Brille ab, steckte sie in die Tasche und holte die Beretta hervor. Vom Wagen her hörte ich Höllers Stimme. Er wollte unbedingt wissen, was passiert war.

»Bleib da!« rief ich zurück.

Nicht weit entfernt stiegen einige Vögel in die Luft, als wären sie aufgeschreckt worden.

Ich schaute hin.

Dicht standen die Bäume. Eine Lärche streckte ihre Äste aus wie Krallenarme. Sie waren knotig und gewunden, als hätte dieser Baum unter Gicht zu leiden.

In ihm hockte die Gestalt.

Sie war nur mehr ein dunkler Klumpen in einer Astgabel, die sie stützte.

Ich sah ein blasses Gesicht, eine Bewegung und tauchte zu Boden.

Das war mein Glück.

Wieder raste etwas Glänzendes auf mich zu. Diesmal sah ich den kleinen Pfeil, der sich schräg durch das Laub bohrte und im weichen Untergrund darunter steckenblieb.

Der Fluch erstarb in meinem Mund. Diese kleinen Typen schossen mit Pfeilen, die nur fingerlang waren, durch die Wucht aber tief in das Fleisch eindringen konnten.

Der Zwerg bewegte sich.

Er turnte einer anderen Stelle entgegen - und sprang plötzlich dem Erdboden entgegen.

Er sah für einen Moment aus wie eine Puppe. In der Luft hatte er seine kleinen Arme ausgebreitet, aber in einer Hand hielt er die Pfeile. Kaum gelandet, wußte er sofort, was zu tun war, denn er rannte direkt in meine Richtung.

Beide Hände hob er an.

Bevor er mich mit zwei Pfeilen zugleich bewerfen konnte, drückte ich ab.

Es war in diesem Fall Notwehr, und die geweihte Silberkugel hämmerte in den kleinen, etwas unförmig wirkenden Körper. Ich hörte einen krächzenden Schrei, ein grotesker Sprung zur Seite, ein Blitz innerhalb der Gestalt, dann der Aufprall oder die Landung.

Er blieb liegen.

Tief atmete ich durch, huschte zur Seite, weil ich mit einem zweiten oder dritten. Gegner rechnete, doch davon ließ sich keiner blicken. Der Kleine war wohl allein gewesen.

»Warum hast du geschossen?« rief Höller.

Ich gab ihm keine Antwort, sondern ging, einen Bogen schlagend, auf die kleine Gestalt zu. Ich hatte noch in Erinnerung, was geschehen war, als meine Kugel ihn getroffen hatte. Da war auch ein Blitzstrahl durch seine Gestalt gefahren. So entstand zumeist, wenn zwei Kräfte oder zwei verschieden Magien aufeinander trafen.

Er lag auf dem Rücken. Wie ein achtlos weggeworfener Gartenzwerg, den niemand mehr haben wollte. Die Schatten der Bäume fielen auf ihn und hinterließen ein Gittermuster. Seine kleinen Hände sahen aus, als hätten sie sich in die Erde wühlen wollen, um in den Tiefen des Bodens ein Versteck zu finden.

Ich konzentrierte mich auf seine Brust. Wenn mich nicht alles täuschte, hatte ihn dort die Kugel erwischt. Ja, sie war auch mitten hineingedrungen, sie hatte dort einiges zerstört, auch eine tiefe Wunde gerissen, aber ich sah kein Fleisch, keine Sehnen, keine Muskeln und ebenfalls kein Blut.

Das war seltsam…

Ich streckte den Arm aus und tastete mit den Fingern über die Gestalt.

Sie war hart wie ein Stein!

Nicht nur das. Dieser Zwerg bestand auch aus Stein. Oder war zu Stein geworden, wie auch immer.

Diese Tatsache war mehr als rätselhaft. Als ich aufstand, strich ich gedankenverloren über meine Stirn, doch auch die Geste erlaubte mir keine Lösung. Ich wurde jedoch wieder an die Szene in der Hütte erinnert, als ich nach dem Zwerg geschlagen hatte. Auch da war mir der Körper schon ungewöhnlich hart vorgekommen.

Was hatte das zu bedeuten? Welches Rätsel verbarg sich hinter diesem Phänomen?

Laurins Steingarten?

Ich konnte den Gedanken nicht weiterverfolgen, weil ich Schritte hörte. Sie wurde von einem Keuchen begleitet, denn es fiel Fritz Höller verdammt schwer, sich wegen seines gestauchten Knöchels ohne Hilfe zu bewegen. Er wedelte mit den Armen, sein Gesicht zeigte Entsetzen, und ich hielt ihn fest.

»Was ist denn?«

»Tot!« ächzte er. »Der alte Savini ist tot. Es hat… es hat ihn auf dem Trecker erwischt.«

»Ja.«

»Mehr sagst du nicht?« schrie er mich an. Hätte er gekonnt, er wäre mir an die Kehle gesprungen.

»Was hier in der letzten Zeit passiert ist, das ist nicht mehr zu erklären und nicht zu entschuldigen. Das ist einfach furchtbar. Und es verdichtet sich, seit du hier bist.« Er trat einen Schritt zurück und wies mit dem Zeigefinger auf mich. »Du bringst uns Unglück, Sinclair! Du bist ein Fremder, der sich bei uns eingeschlichen hat. Seit langen Zeiten haben wir in Frieden hier im Tal leben können, aber das ist jetzt vorbei. Du bist gekommen und…«

Ich hörte ihm nicht mehr zu. Aus seiner Sicht mußte es so aussehen. Mit müde wirkenden Schritten ging ich auf den Straßengraben zu, wo der alte Savini lag.

Fritz Höller hatte sich nicht geirrt.

Der Mann war tot.

Von der linken Seite her hatte ihn der Pfeil erwischt und war dabei tief in seinen Kopf gedrungen.

Nur mehr mit seinem winzigen Endstück schaute er hervor, und um die Wunde herum hatte sich ein zerfasernder Kranz aus Blut ausgebreitet.

Der Mund des Mannes stand offen, als hätte er noch versucht, einen letzten Schrei auszustoßen.

Ich bückte mich, hob den Toten hoch. Er war leicht. Ich hatte keine Mühe, ihn zum Wagen zu tragen. Auf der Ladefläche legte ich ihn nieder. Leider fand ich keine Decke, die ich über die Gestalt hätte legen können.

Höller redete immer noch. Ob über mich, wußte ich nicht. Er jedenfalls stand im Wald und sprach, wobei seine Stimme manchmal vor Wut regelrecht überkippte.

Ich schaute mir den Trecker an.

Er war nicht voll in den Graben gerutscht. Eine Vorderachse hatte noch Bodenkontakt. Wenn wir Glück hatten, konnten wir aus dem Graben herausfahren.

Als ich mich auf den Bock setzte, humpelte Höller herbei. Er hatte seine Hand auf den Oberschenkel gelegt. Sein Gesicht zeigte eine Grimasse der Wut, und er starrte mich an, als wollte er mich jeden Augenblick fressen.

»Willst du abhauen?«

»Kannst du fahren?«

Er schwieg.

Ich ließ den Motor an. Natürlich war ich kein großer Treckerfahrer, aber ich kam nach einigen Versuchen mit dem Ding zurecht, war mit dem Gasgeben vorsichtig und schaffte es tatsächlich, ihn raus aus dem Graben und wieder auf die Straße zu fahren.

»Alles klar?«

Fritz hatte sich hingehockt. »Soll ich wieder auf die Ladefläche klettern?«

»Sicher.«
»Und was ist, wenn sie mich killen wollen?«
»Halte deine Augen offen und lege dich hin.« Ich ließ den Motor laufen und half ihm dabei, seinen Platz einzunehmen. Er fluchte und schimpfte leise vor sich hin, wahrscheinlich meinte er mich damit, aber das sollte mich nicht weiter stören.
Als er lag, startete ich.
Dieser Fall hatte schrecklich begonnen, war schrecklich fortgeführt worden, er würde auch schrecklich enden. Das alles stand für mich längst fest.
Die Angst in den Alpen nahm zu…

***

Natürlich hatte ein kleiner Ort wie Glatsch kein eigenes Leichenhaus oder Schauhaus. Wenn jemand starb, legte man ihn entweder in die Leichenhalle an der Kirche, wo sich auch der Friedhof befand, oder der Tote kam ins Spritzenhaus, wo der alte Savini jetzt lag.
Es hatte sich im Ort in Windeseile herumgesprochen, was geschehen war, und ich rechnete damit, von mir feindlich gesonnenen Menschen umgeben zu sein.
Ich wartete bei der Leiche!
Man hatte sie auf einen langen Tisch gelegt, der bei den sommerlichen Festen ins Freie gestellt wurde, um den Feiernden den nötigen Platz zu bieten.
Kein Platz für einen Toten. Auch zwischen den Schläuchen, dem alten Feuerwehrwagen, dem Werkzeug und den aufgestapelten Holzbalken. Ich hatte alle Fragen abgewehrt und mir ausgebeten, allein bleiben zu können. Allerdings wollte der Bürgermeister oder Dorfobere kommen, um mit mir über den Fall zu reden.
Auf ihn wartete ich.
Bisher war viel passiert. Es würde auch noch mehr passieren, aber ich mußte endlich eine Spur finden. Diese Zwerge existierten. Sie waren böse und mordlüstern. Da sollte mir keiner kommen und mir erzählen, daß es sie nicht gab.
Auch kein Fritz Höller.
Er war in ein Gasthaus gehumpelt. Wahrscheinlich schwang er dort große Reden und machte Stimmung gegen mich. Ich war gekommen und hatte etwas an die Oberfläche gezerrt, von dem die meisten nichts wissen wollten. Am gestrigen Tage noch hatte ich gefragt, ob die drei Leichen auf dem Friedhof beerdigt worden waren. Das war der Fall. Also hatte ich mir den Friedhof einmal genauer angesehen, aber keine frischen Gräber entdecken können. Man hatte auch nicht die Polizei gerufen.
Daß Jane Collins etwas davon erfahren hatte, war Zufall gewesen.

Der Bürgermeister ließ sich Zeit und mich erst einmal warten. Er hieß Karl Lechner, war mir grantig vorgekommen und sollte angeblich der beste Kartenspieler sein.

Schon über eine halbe Stunde wartete ich im Spritzenhaus. Ich beschloß, ihm noch fünf Minuten zu geben. War er bis dahin nicht erschienen, wollte ich ihn mir holen.

Die Sonne schien immer noch. Sie füllte die Vierecke mit ihrem hellen Licht aus und ließ auch den Staub sehen, der auf den Scheiben klebte.

Natürlich hatte ich schon weiter gedacht. Ich ging einfach davon aus, daß die ersten drei Toten nicht beerdigt worden waren. Aber sie existierten nicht mehr. Verbrannt worden waren die Körper auch nicht, und in Luft hatten sie sich bestimmt nicht aufgelöst.

Also mußten sie geholt worden sein. Gestohlen, versteckt - nur, wer tat das?

Ich glaubte nicht an die Dorfbewohner. Eher an die Zwerge, die hier ihr Unwesen trieben. Kleine Kerle aus Stein, was für mich sowieso ein Rätsel war.

Sie konnten sich überall verborgen halten. Verstecke gab es genug, und bei Dunkelheit würden sie diese verlassen, ohne von einem menschlichen Augen entdeckt zu werden.

Ich schaute auf die Uhr.

Drei der fünf Minuten waren vergangen.

Allmählich stieg mein Ärger.

Dann passierte noch etwas.

Ins Spritzenhaus führte eine Doppeltür. Die von mir aus gesehen rechte bewegte sich, wurde langsam aufgeschoben.

Eine Öffnung entstand, durch die helles Licht in das Haus fiel. In dem Licht zeichnete sich eine Gestalt ab. Es war nicht der Bürgermeister. Meine Augen weiteten sich, als ich die Frau oder das junge Mädchen erkannte, das sich mit vorsichtig gesetzten Schritten in das Haus hineinschob.

Ich hatte die Kleine schon mal gesehen, kam aber nicht auf ihren Namen. Die junge Frau trug einen langen Mantel aus Wolle. Über der Brust hielt sie ihn zusammengerafft.

»Das ist eine Überraschung«, sagte ich.

Sie gab keine Antwort, ging langsam auf mich zu und warf der Leiche einen scheuen Blick zu.

Sie hatte ein leidlich hübsches Gesicht. Es war rund. Große Augen schauten mich an. Sie waren ebenso dunkel wie ihr Haar, das sie auf dem Kopf zu einem Nest zusammengeflochten hatte. Mit diesem Aussehen paßte sie in die Gegend und auch in jeden Heimatroman hinein. Sie legte einen Finger auf die Lippen und machte mir klar, daß es besser für mich sein würde, wenn ich nichts sagen würde oder nur

leise sprach, wie sie dann andeutete.
»Schön, wie Sie wollen. Darf ich dann fragen, wer Sie sind?«
»Ja, natürlich. Ich bin an der Stelle meines Vater zu Ihnen gekommen, Herr Sinclair.«
»Dann sind Sie die Tochter vom Bürgermeister.«
»Ich heiße Trudi Lechner.«
»Wie nett. Darf ich Trudi sagen?«
»Gern.«
»Und jetzt sagen Sie mir bitte, was sie von mir wollen.«
»Ich möchte…«, sie hob die Schultern und schaute zu Boden. »Es ist nicht so leicht zu erklären.«
»Probieren Sie es.«
Sie sprach die Antwort schnell, als wollte sie die Worte unbedingt loswerden. »Ich möchte Sie warnen, Herr Sinclair.«
»Sagen Sie bitte John.« Ich kam wieder auf das Thema zurück. »Warnen? Vor wem?«
»Vor allen hier. Vor den Menschen in Glatsch.« Ängstlich schaute sie mich an.
Ich blieb gelassen und lächelte. Nichts wird so heiß gegessen, wie es gekocht wird. »Es ist furchtbar nett von Ihnen, daß Sie mich warnen, Trudi, aber ich habe den Menschen hier nichts getan.«
»Das sagen Sie!«
»Sehen Sie das anders?«
Trudi nickte heftig. »Ja, ich sehe es anders. Mein Vater und Fritz sitzen beim Ochsen-Wirt und wiegeln die Männer auf. Die beiden machen Sie für das Unglück verantwortlich. Dieses Dorf hat seine Ruhe gehabt, wir haben damit gelebt, doch jetzt sind Sie gekommen, haben sich…«
»Pardon, Trudi. Aber womit haben Sie gelebt?«
Sie ging zurück. Sonnenlicht fiel von der Seite her gegen ihr Gesicht und machte es blaß. »Was meinen Sie?«
»Womit Sie gelebt haben.«
»Habe ich das gesagt?«
»Sicher.«
»Dann vergessen Sie es, John. Ich habe mich versprochen. Fliehen Sie, gehen Sie weg!« Sie wollte zur Tür laufen. Noch in der Drehung bekam ich sie zu fassen und hielt sie fest.
»So haben wir nicht gewettet. Dieser Mann, der dort liegt, ist tot. Man hat ihn eiskalt umgebracht. Ich bin Polizist, und ich bin dafür verantwortlich, daß der Fall aufgeklärt wird. Ich werde nicht so einfach aus Glatsch verschwinden.«
Trudi Lechner sagte nichts. Sie schaute mich nur an, als wollte sie sich meinen Anblick noch einmal einprägen, bevor mich das Zeitliche segnete. »Sie sagen das alles, als wären Sie lebensmüde und würden

mir kein Wort glauben.«

»Doch ich glaube Ihnen. Aber ich will auch wissen, womit diese Bewohner gelebt und unter welchem Druck sie gestanden haben. Da sollten Sie mir schon mehr sagen.«

»Ich weiß doch nichts!« erwiderte sie gequält.

»Das kann sogar stimmen, aber ich möchte auf die drei Toten zurückkommen, die hier angeblich beerdigt wurden. Ich sage bewußt angeblich. Sie liegen nicht auf dem Friedhof, da war ich nämlich und hätte frische Gräber sehen müssen. Gibt es dafür eine Erklärung?«

Trudi senkte den Kopf.

»Bitte, Trudi!«

»Nein…nein, ich glaube nicht.«

»Glauben heißt nicht wissen, Mädchen!« Es klang abgedroschen, das wußte ich, aber ich wollte sie bei der Stange halten. »Was ist mit den drei Toten geschehen?«

Trudi senkte den Kopf. Sie schaute auf ihre mit Fell gefütterten Winterschuhe, als hätte sie Furcht davor, mir in die Augen zu schauen. »Es stimmt«, gab sie zu, »mit den Toten ist etwas geschehen. Sie sind auch nicht auf dem normalen Friedhof begraben worden.«

»Danke.«

»Wofür denn?«

Ich lächelte sie an. »Daß Sie das schon einmal zugegeben haben, Trudi.«

»Mehr weiß ich auch nicht.«

»Sie kennen ja meine Fragen noch nicht.«

»Ich kann mir vorstellen, daß Sie von mir wissen wollen, wo die drei Toten hingebracht worden sind.«

»Das gebe ich gern zu.«

»Aber ich weiß es nicht.«

Das nahm ich ihr ab. »Gut, Trudi, sie waren plötzlich nicht mehr da, nicht wahr?«

»So ist es.«

»Wissen Sie wirklich nicht, wohin sie gebracht worden sind? Hat keiner im Ort darüber gesprochen?«

Trudi räusperte sich und schluckte. »Irgendwie schon, aber nicht genau, wissen Sie.«

»Was wurde gesagt oder wird vermutet?«

»Man hat sie hier aufgebahrt.« Sie wies mit ihrem Zeigefinger auf die Leiche. »So wie dieser Tote lagen sie auf einem Tisch. Dann aber wurden sie geholt. Irgendwann in der Nacht. Sie waren auf einmal weg, und niemand wollte darüber sprechen.«

»Wer holte sie?«

»Keine Ahnung.«

»Wer könnte sie denn weggeholt haben? Wer hat Interesse daran,

daß die Leichen nicht mehr hier im Spritzenhaus aufgebahrt werden?«

Sie hob die Schultern.

»Trudi…«, sagte ich mit einer Stimme, die klang, als hätte ich sie beim Lügen überführt. »Das können Sie mir nicht erzählen, daß Sie nichts wissen.«

»Aber es ist so.«

»Was spricht man denn?«

Ihre Augen glänzten, als sie wieder zurück in das dämmrige Licht ging. »Man will sich nicht unterhalten. Man nimmt es einfach hin, wenn Sie verstehen, John.«

»Ich verstehe gar nichts. Ich weiß nur, daß ich mich mit dem Einsiedler in der Berghütte oben habe treffen wollen, er aber nicht mehr reden konnte, weil er umgebracht worden ist. So und nicht anders sehen die Tatsachen aus.«

Sie erschrak. »Er auch.«

»Ja.«

»Warum denn?«

»Ich kann mir vorstellen, wer die Leichen geholt hat. Könnten es die Zwerge gewesen sein?«

Als ich diesen Satz gesprochen hatte, schrak sie zusammen. Ihre Hände ballten sich zu Fäusten. Sie schüttelte den Kopf und nickte gleichzeitig.

»Die Zwerge, Trudi!«

»Hören Sie auf!« Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und sah aus, als würde sie von wilden Stromstößen durchzuckt. »Sagen Sie das nie mehr, hören Sie!«

»Also doch die Zwerge!«

Ich hatte zuviel gesagt. Diesmal konnte ich sie nicht mehr halten. Sie war sehr flink, als sie sich drehte und mit hastigen Schritten davonrannte.

Sehr bald schon hatte sie die Tür erreicht. Mein Nachrufen störte sie überhaupt nicht. Wie ein Phantom stürzte sie in das helle Sonnenlicht und wirkte so, als würde ihre Gestalt aufgelöst.

Ich blieb zurück, lief ihr nicht nach. Trudi hatte der Tür noch soviel Schwung gegeben, daß sie hinter ihr zuviel.

Zurück blieb ich.

Allein äußerlich, aber auch innerlich allein. Ich hatte den Eindruck, in einer Falle zu stecken. Dieses Dorf war eine Hölle, aber eine nicht sichtbare, denn sie brodelte unter der Oberfläche, und sie steckte auch in den Herzen der Menschen.

In Trudis ebenfalls?

Ich wußte es nicht. Sie hatte auf mich einen vertrauenerweckenden Eindruck gemacht, aber das war auch bei Fritz Höller der Fall gewesen. Und plötzlich hatte er sich geändert. Jetzt war er zusammen

mit dem Bürgermeister Karl Lechner dabei, die übrigen Dorfbewohner gegen mich aufzuwiegeln.

Jetzt, wo ich wieder zur Ruhe gekommen war, spürte ich auch die Stiche im Kopf. Irgendwo mußte ich mir eine Tablette gegen die Kopfschmerzen besorgen. Zudem war ich froh, daß es mich nicht härter erwischt hatte. Eine Gehirnerschütterung wäre fatal gewesen.

Es hatte keinen Sinn, hier länger zu warten. Der Bürgermeister stand nicht auf meiner Seite. Wie ich ihn einschätzte, würde er mir auch keine Erklärungen geben.

Einen letzten Blick wollte ich auf die Leiche werfen. Dieser alte Mann hatte den Tod wahrlich nicht verdient. Ich trat an den langen Holztisch heran, wo der Tote lag.

Da die Sonne mittlerweile gewandert war und jetzt durch andere Fenster schien, lag ein Teil des langen Holztisches im Licht. Und damit auch der Tote.

Ich sah ihn, ich sah noch einmal hin…

Nein, das durfte nicht wahr sein, das war unmöglich. Das hatte ich noch nicht erlebt.

Das Grauen schlich sich in meinen Körper. Es sorgte dafür, daß sich die gesamte Haut zusammenzog.

Der alte Savini lag zwar noch auf dem Tisch. Nur war er nicht mehr der gleiche wie vor zwei Stunden.

Er hatte sich verändert.

Er war kleiner geworden.

Er war ein Zwerg!

***

Hundert Pfeile zugleich trafen glühend meinen Magen. Einen derartigen Schock hatte ich lange nicht mehr erlebt. Ich wünschte mir, daß ich mir das alles nur einbildete, aber da blieb der Wunsch der Vater des Gedankens.

Das Sonnenlicht erfaßte nicht mein Gesicht. Ich mußte mich nach vorn beugen, um es erkennen zu können. Es war das gleich geblieben. Allerdings kam mir der Kopf jetzt im Verhältnis zum Körper größer vor. Für meinen Geschmack stimmten die Proportionen nicht mehr.

Wie Säure lag der Speichel in meinem Mund. Welche Kräfte spielten hier die Hauptrolle? Was steckte hinter dieser einmaligen, aber auch schrecklichen Verwandlung? Das war ein magisches Gift, das schleichend in den Körper gedrungen und ihn verändert hatte.

Aus einem Menschen wurde ein Zwerg. Aus einem toten Menschen. Sogar der kleine Pfeil steckte in seinem Kopf. Diese Tatsache wiederum brachte mich auf die Idee, daß er vergiftet gewesen sein konnte. Getränkt mit einer magischen Tinktur, die für eine derartige Verwandlung gesorgt hatte.

Weitere Fragen drängten sich mir auf. War dieser Zwerg tatsächlich tot, oder hatten wir uns geirrt?

Er lebte zwar nicht mehr, bei der Kontrolle hatte ich keinen Herzschlag gespürt, aber er konnte durchaus in einen zombiehaften Zustand hineingeraten sein. Dann war er ein lebender Toter.

Bisher hatte ich ihn noch nicht angefaßt. Das holte ich nach. Es war genau der Zustand eingetreten, mit dem ich gerechnet hatte. Der Mann, der gewordene Zwerg, war versteinert. Sein Körper hatte sich zusammengezogen und war hart geworden.

Wieder Nachschub für die bösen Gnome.

Um mich stand es nicht gut. Ich fühlte mich verdammt allein gelassen. Es gab eigentlich nichts, auf das ich mich hätte verlassen können. Jeder Bewohner sah in mir einen Feind. Ich war der Eindringling, ich war der Fremde, der sich um die Dinge kümmerte, die seit langer Zeit schlummerten und auch so tief verborgen bleiben sollten. Nichts sollte mehr an die Oberfläche gelangen. Wer immer es versuchte, sollte in seine Schranken gewiesen werden.

Trudi Lechner hatte mich gewarnt. Zum Fall selbst hatte sie zwar nicht viel sagen können, dafür zu dessen Folgen. Hier drehte sich alles um die Zwerge, die von den Bewohnern akzeptiert, aber nicht gelitten waren. Dennoch gaben sie ihnen einen größeren Vorzug, als mir, dem Fremden. Und genau dieses Wissen lastete wie ein Druck auf mir. Ich kam da nicht mehr weiter, ich lief gegen eine Wand, wobei ich immer mehr in die Defensive geriet, je mehr Zeit verstrich.

Ich warf noch einen letzten Blick in das Gesicht der veränderten Gestalt. Dabei hatte ich den Eindruck, als wären die Falten tiefer geworden. Wie kleine Kanäle hatten sie sich in die harte Haut gegraben. Ich widerstand der Versuchung, mit der Dolchspitze über das Gesicht zu schaben, weil ich davon überzeugt war, diese Person noch brauchen zu müssen.

Meiner Ansicht nach war er nicht grundlos verkleinert worden. Da steckte ein Motiv dahinter.

Im Spritzenhaus war es still. Nicht so draußen. Zwar hielten sich die Geräusche in Grenzen, aber ich erkannte schon, daß sich mehrere Männer diesem Bau näherten. Natürlich fielen mir Trudi Lechners Worte wieder ein. Sie hatten davon gesprochen, daß sich die Bewohner zusammenrotteten, um über mich zu reden. Sie würden beratschlagen, was mit mir geschah.

Sicherlich hatten sie nicht vor, mir eine Schlinge um den Hals zu legen und mich in die Höhe zu zerren, aber es gab auch andere Methoden, um jemanden auszuschalten. Wer konnte schon in die Hirne dieser Hinterwäldler hineinschauen.

Es gab nur einen Ein- oder Ausgang. Ich mußte die Tür öffnen, um den Bau zu verlassen.

Wohl war mir nicht dabei, als ich mich dem Ausgang näherte. Unwillkürlich ging ich so leise wie möglich. Niemand sollte mich hören, und der Geschmack in meinem Mund blieb.

Bevor ich sie überhaupt erreichte, stellte ich mich vor eines der Fenster und schaute nach draußen.

Nichts zu sehen.

Nur die typischen Häuser eines Gebirgsdorfes, die Holzbauten mit den schrägen Dächern, den schmalen Treppen, den kleinen Fenstern und den jetzt leeren Blumenkästen davor.

Eine spätherbstliche Idylle.

Ich wandte mich wieder ab, wechselte die Richtung und schlug den direkten Weg zur Tür ein.

Etwa die Hälfte der Distanz hatte ich hinter mich gebracht, als es geschah.

Die Stimme hörte sich an, als wollte sie das Jüngste Gericht einleiten. »Komm raus, Fremder!«

Ich schluckte.

Sie waren also da. Nun gut, ich konnte hier ewig hocken, ich mußte und wollte auch gehen.

»Los, komm, sonst holen wir dich!«

Ich ging auch.

Sekunden später hielt ich die große Klinke in der Hand und zerrte die Tür auf. Die Sonne stand günstig, sie blendete mich nicht. Meine Beretta hatte ich steckenlassen.

Dann ging ich hinaus!

***

Es war so, wie ich es erwartet hatte!

Sie waren da, und sie waren meiner Ansicht nach alle erschienen. Sie bildeten vor der Tür einen Wall aus Leibern. Ich sah nur Männer, keine Frauen, Trudi natürlich auch nicht. Die Emanzipation schien an diesem Tal vorbeigegangen zu sein. Man hatte sich noch eine gewisse Männer- und Westernmentalität bewahrt.

Es gefiel mir nicht, nein, es gefiel mir überhaupt nicht. Dieses Tal war eine Insel, die andere Welt existierte nicht. Hier hatten Menschen das Sagen, die an gewisse Dinge gekettet waren. Mir fiel der Begriff einer bösen Tradition ein, die sich hielt und sich auch weiter halten würde, wenn sie keiner störte.

Ich konnte ihre Gesichter sehen. Normale Gesichter. Menschen, die als Bergbauern ihr karges Dasein fristeten oder im Gaststättengewerbe arbeiteten. Bewohner, die zahlreiche Touristen von ihren Urlaubern her kannten, die sich jetzt verändert hatten.

Es gab in dieser Zwischensaison keine Touristen mehr. Der Sommer war vorbei, der Herbst ebenfalls, dafür stand der Winter vor der Tür.

Schmutzig sah die Landschaft aus, sie wartete auf den ersten Schnee.

Ein Mann hatte sich von der übrigen Gruppe abgesetzt und war einen Schritt nach vorn gegangen.

Er schaute mich kalt an. Auf seinen Wangen lagen rote Flecken. Sein Haar war ebenso dunkel wie das der Trudi Lechner.

Ich konnte mir vorstellen, daß es Karl Lechner war, der amtierende Bürgermeister von Glatsch. Er hatte hier das Kommando übernommen. Ob er sich dabei wohl fühlte, konnte ich nicht sagen. Lechner trug eine dicke Wolljacke, Stiefel und Hosen aus Jeansstoff. Eine Waffe sah ich nicht bei ihm.

Er verließ sich auf seine Kraft und auf die Menge der Männer in seinem Rücken. Für mich waren die Chancen verdammt ungleich verteilt.

Wir schauten uns noch immer an. Das Schweigen stand zwischen uns. Irgendwo bellte ein Hund. Es klang so unnatürlich weit entfernt. Das Inselgefühl in mir verstärkte sich. Mein Blick erfaßte den Kirchturm. Zur Kirche gehörte auch ein Pfarrer. Ihn entdeckte ich nicht unter den Menschen.

Lechner wußte, was von ihm verlangt wurde. Er hob sein Kinn an, damit machte er sich selbst Mut.

Dann fragte er: »Warum bist du nicht verschwunden?«

»Hätte ich das gesollt?«

»Ja.«

»Und warum?«

»Weil wir dich hier nicht wollen. Du bist ein Fremder, ein Eindringling. Du hast uns gestört, du bist…«

»Ihr müßt Fremde gewohnt sein«, widersprach ich. »Viele Urlauber kommen zu euch.«

»Nicht jetzt.«

»Was macht es für einen Unterschied?«

»Wir wollen allein und unter uns sein. Geht das in deinen Schädel nicht hinein?«

Ich ließ mir Zeit mit der Antwort, gab mich sogar gelassen und zündete mir eine Zigarette an. Ich wollte eine gewisse Sicherheit demonstrieren und den anderen zeigen, daß ich mich vor ihnen nicht fürchtete. Den Rauch blies ich Lechner entgegen. Er vermischte sich mit dem Atem vor meinen Lippen. Dann lächelte ich. »Komisch - wer so redet, der hat doch etwas zu verbergen.«

»Nein!«

»Warum lügen Sie, Herr Lechner? Sie und alle anderen wissen genau, daß hier nicht alles mit rechten Dingen zugeht. Es hat vier Tote gegeben. Bei dem letzten bin ich dabei gewesen. Drei Tote waren die Erblast. Sie sind verschwunden, sie wurden nicht begraben, man hat sich einfach nicht um sie gekümmert. Ich habe mir den Friedhof

angesehen. Es gibt dort keine frischen Gräber, aber die Menschen sind tot. So frage ich mich: wo befinden sie sich?«

»Das geht Sie nichts an!«

»Vielleicht doch. Es gibt Menschen, die sich beruflich darum kümmern, Herr Lechner.«

»Wir brauchen keine Bullen.«

»Kann sein. Ich bin auch kein normaler Bulle, wie Sie so treffend bemerkten. Ich gehöre zu den Menschen, die schon immer mißtrauisch wurden, wenn sie auf Fälle trafen, bei denen es nicht mit rechten Dingen zuging. Ich kann mir gut vorstellen, daß hier so etwas passiert.« Ich leitete mit einer Handbewegung meine nächsten Sätze ein. »Dieses Tal liegt abgelegen. Wintersport ist kaum möglich, und da kann sich schon etwas halten, was vor langer Zeit geboren wurde. Haben Sie verstanden, was ich damit meine, Herr Lechner?«

»Nein!«

Mir war klar, daß er log. Er konnte auch nichts zugeben, das stand auch fest. Die Menschen lebten hier wie auf einer Insel. Es gab ein Geheimnis, in das alle eingeweiht waren, aber man hütete sich, es preiszugeben. Man behielt es für sich, man lebte damit, man ließ sich davon unterdrücken, man tat nichts, um dagegen anzukämpfen, man nahm es einfach hin, auch wenn es dabei Tote gab. Diesen Fatalismus konnte ich nicht akzeptieren, und ich war fest entschlossen, diesen Wall aus Angst und Schweigen aufzubrechen.

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden, Sinclair! Ich sage Ihnen nur, daß wir unsere Ruhe haben wollen.«

»Die Ruhe hat der alte Savini«, erwiderte ich und deutete über meine Schultern. »Er liegt tot in seinem Spritzenhaus. Aber er ist nicht mehr derselbe wie früher. Ich habe erlebt, daß er sich veränderte. Soll ich sagen was geschah…?«

Ich hatte mein Wort bewußt nicht zu einem Abschluß geführt. Schon jetzt erkannte ich an der Reaktion der Menschen, daß ihnen das Thema unangenehm war. Sie wußten Bescheid, aber sie wollten nicht mit einem Fremden darüber reden. Sie schauten zu Boden oder zur Seite, einige räusperten sich, ich hatte sie erwischt. Es lief sogar ziemlich gut.

Ich sprach weiter. »Was ist denn los? Will keiner hineingehen, um sich davon zu überzeugen, was da geschehen ist? Es wundert mich, es wundert mich wirklich. Ich hätte nicht gedacht, daß erwachsene Männer so feige sein können.«

Sie schwiegen auch jetzt. Ein kalter Wind fuhr plötzlich über uns hinweg. Wie ein Omen, als wollte der Tod hier schon ein großes Zeichen setzen.

»Nun, Herr Lechner? Was ist mit Ihnen? Sie sind doch der Bürgermeister. Sie sollten mit einem guten Beispiel vorangehen…«

Ich hatte ihn in eine Zwickmühle gebracht. Jetzt stand er auch symbolisch vor den anderen Dorfbewohnern, denn als er sich umdrehte und in deren Gesichter schaute, da sah er keine Emotionen.

Niemand traf Anstalten, ihm beizustehen. Sie alle blieben gewissermaßen in sicherer Deckung.

»Feige, Herr Lechner?«

»Gehen Sie und lassen Sie uns in Ruhe!«

Ich blieb gelassen. »Sie wiederholen sich. Das hätte ich von Ihnen nicht gedacht.«

»Ich will, daß Sie verschwinden. Es ist allein unsere Sache, wie wir mit den Vorgängen umgehen.«

»Auch mit den Toten?« fragte ich.

»Ja, auch damit!«

»Da irren Sie sich. Da irren Sie sich sogar gewaltig. Es ist Sache der Allgemeinheit. Von vier Toten weiß ich. Aber wie viele sind es tatsächlich gewesen, Herr Lechner? Bitte reden Sie. Sagen Sie mir, was hier noch alles geschehen ist!«

»Nichts, gar nichts.«

Ich lachte die Wartenden an. »Das ist doch ungeheuerlich. Sie können nicht den Kopf in den Sand stecken und so tun, als wäre nichts geschehen. Sie müssen gegen dieses Schicksal ankämpfen. Weshalb werden Menschen zu Zwergen, und was geschieht danach mit ihnen? Bleiben sie vielleicht liegen, oder werden sie zu Zombies, die plötzlich wieder aufstehen und bestimmte Wege einschlagen. Sie müssen ein Ziel haben. Wo liegt es? Was ist mit ihnen?«

»Gar nichts.«

»Warum lügen Sie?«

Karl Lechner befand sich in einer Zwickmühle. Er duckte sich, als hätte er einen Schlag erhalten.

Dann drehte er den Kopf, schaute sich hilfesuchend um.

Die Männer standen wie angegossen auf ihren Plätzen. Nicht einer von ihnen traf Anstalten, den Bürgermeister zu unterstützen. Sie waren gekommen, um mich zu vertreiben, sie hatten sich möglicherweise Mut angetrunken, aber nicht damit gerechnet, daß ich ihnen einiges entgegensetzen würde.

Einige von ihnen konnten den Blick nicht ertragen. Sie senkten die Köpfe und schauten auf ihre Schuhspitzen. Manche schauten auch scheu zum Eingang des Spritzenhauses.

Ich bekam immer mehr Oberwasser. »Nun? Wie sieht es aus? Was ist los mit euch? Seid ihr nicht erschienen, um mich aus dem Ort zu treiben wie einen Aussätzigen? Nur lasse ich mich nicht vertreiben. Ich werde bleiben und versuchen, den Fall zu lösen. Und es ist gleichzeitig in eurem Interesse.« Ich drehte mich um und deutete auf die Tür des Spritzenhauses. »Wie wäre es denn, wenn mich jemand

begleitet, damit er sich den alten Savini ansieht?«

Keiner wollte. Der Mut hatte die Männer verlassen, wobei ich mich fragte, ob sie ihn jemals besessen hatten. Jedenfalls machten sie keine gute Figur.

»Also nicht.«

Die ersten gingen. Nicht, ohne mir finstere und auch furchtsame Blicke zugeworfen zu haben. Als sich Karl Lechner ebenfalls umdrehen wollte, war ich schnell bei ihm und hielt ihn fest. »Nein, Herr Bürgermeister, so haben wir nicht gewettet. Ich möchte, daß Sie mitkommen, verstanden? Ich will, daß Sie…«

»Warum ich?«

»Sie sind hier der Chef.«

Es sah aus, als wollte er sich wehren. Er zerrte an meinem Arm, aber ich blieb hart. »Kommen Sie, es wird Sie bestimmt interessieren.«

»Nein, es interessiert mich nicht.«

Ich zerrte ihn weiter. Er sollte sich den alten Savini ansehen. Für mich war dies reine Psychologie, denn ich hatte die Hoffnung, seinen innerlichen Widerstand zu brechen. Möglicherweise traf ihn der Anblick so hart, daß er über die Hintergründe redete und somit einen Teil seines Wissens preisgab.

Keiner half ihm. Die anderen zogen sich zurück, sie hatten Angst, denn dieses starke Gefühl lag wie eine Glocke über dem Tal. Für mich war es die Folge einer unheimlichen Magie, die vor langer Zeit einmal hier Einzug gehalten hatte.

»Warum, verdammt, quälen Sie mich, Sinclair?«

»Weil ich die Wahrheit hören will.«

Wir hatten die Tür noch nicht erreicht. Er stemmte sich mit beiden Hacken gegen den Boden. Die Furcht schüttelte ihn durch. Trotz der Kälte hatte sich auf seiner Stirn ein Schweißfilm gebildet.

»Warum quälen Sie mich denn so, Sinclair?«

»Herr Lechner, ich will Sie nicht quälen, aber ich möchte, daß Sie endlich die Grenze überwinden. Sie müssen die Furcht vergessen. Sie müssen sich den Tatsachen stellen.«

Er schluckte, ohne etwas gegessen zu haben. »Der alte Fluch, die alte Zeit. Wir Menschen sind zu schwach, viel zu schwach. Die anderen sind stärker.«

»Wozu sind Sie zu schwach?«

»Egal, ich…«

»Wozu?« Ich blieb hart. »Haben die Zwerge das Kommando übernommen? Sind sie die kleinen, bösen Killer?«

»Ja.«

»Und wieso?«

»Ich weiß es nicht genau. Aber wir können nichts tun. Wenn Sie bleiben, Sinclair, wird es noch weitere Tote geben, das weiß ich. Auch

den Einsiedler hat es erwischt. Wer redet, verliert sein Leben. Ich… ich fühle mich längst nicht mehr sicher. Ich habe mit Ihnen Kontakt gehabt. Sie wissen alles, sie wissen es immer.«

»Können Sie denn reden?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Das werden wir sehen, Herr Lechner. Und jetzt reißen Sie sich bitte zusammen.«

Er lachte bitter auf. »Wenn Sie wüßten, was Sie so alles sagen. Das… das kann alles nicht stimmen.«

Aus seiner Aussage war ich nicht schlau geworden. Vielleicht redete er, wenn er den Zwerg sah.

Wir betraten das Spritzenhaus. Eine kalte Düsternis wehte uns entgegen. Hier schienen die Menschen nichts mehr zu sagen zu haben. Alles war so anders, von einem düsteren Hauch umwoben.

Fremde Mächte hatten ihre Zeichen gesetzt, die Furcht vor dem Unheimlichen und dem Unbegreiflichen lagerte hier.

Ein völlig normaler Ort, der aber zu einer Insel der Düsternis geworden war und fremde Kräfte angelockt hatte.

Lechner ging neben mir. Er sah so aus wie ein Mann, der das Spritzenhaus zum ersten Mal betrat und sich umschauen mußte. Er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte, selbst vor dem alten Feuerwehrwagen zuckte er zurück.

Ich lachte leise. »Davor brauchen Sie keine Angst zu haben. Wir gehen nach rechts.«

»Aber es hat keinen Sinn.« Es war ein schwacher Aufstand, den er noch einmal versuchte, und ließ mich davon nicht beeindrucken, sondern schob ihn in die entsprechende Richtung.

Lechner zitterte. Beim Gehen schaffte er es kaum, seine Füße anzuheben, deshalb schleiften die Sohlen über den Boden. Der lange Holztisch stand im Hintergrund. Wieder war die Sonne gewandert, aber auch tiefer gesunken, so daß nur mehr ein Rest an Strahlen durch das untere Fensterdrittel schien. Es schuf einen schwachen Glanz oberhalb des Randes, der sich kaum verteilte.

Der Zwerg lag noch so, wie ich ihn verlassen hatte. Nichts hatte sich verändert. Er war tot, er machte auch nicht den Eindruck, als könnte er sich jeden Moment erheben, um das Spritzenhaus zu verlassen.

Lechner klapperte mit den Zähnen. So dicht und stark war seine Furcht geworden. Er strich über seine brennenden Augen und behielt die Hände in dieser Haltung.

»Schauen Sie hin!« befahl ich ihm. »Sehen sie sich den alten Savini an. Sie sollen erkennen, was aus ihm geworden ist, verdammt! Sie müssen es tun!«

Er sprach, und vor seinen Lippen zeigte sich der helle Speichel. »Ich will aber nicht!«

»Sie müssen!«

Meine Worte waren wie ein Zwang. Er ließ die Hände sinken. Ich hatte mich mit Lechner zusammen günstig hingestellt. Er brauchte nur nach unten schauen, um das Gesicht des alten Savini sehen zu können. Nichts hatte sich daran verändert, auch der Kopf hatte seine ursprüngliche Größe fast behalten. Nur das Gesicht schien mir noch faltiger geworden zu sein. Lechner atmete nur heftig und hatte Mühe, den Schock zu überwinden. Er zitterte am ganzen Körper.

»Was ist los?« fragte ich leise.

»Es ist Savini.«

»Der Zwerg Savini?«

»Ja, verdammt, der Zwerg.«

»Gut, und weiter?«

Der Bürgermeister wollte nicht mehr. Er schüttelte den Kopf. »Ich habe Ihnen doch alles gesagt, zum Teufel! Sie haben selbst erlebt, was geschehen ist. Sie stehen davor und sehen es. Was soll ich denn noch tun, verflucht?«

Ich antwortete leise und dicht an seinem Ohr. »Sie sollen nicht viel tun, mein Lieber. Ich will nur eine Erklärung von Ihnen haben, das ist alles.«

»Das kann ich nicht.«

»O doch, Sie können es. Denken Sie mal daran, daß es Hintergründe geben muß.«

»Na und?«

»Die will ich hören.«

»Nein, es geht nicht. Wir haben es immer hingenommen. Alle haben es hingenommen, auch unsere Vorfahren schon. Es wäre fatal, nach den Hintergründen zu fragen. Wir haben es gelernt, mit der Angst zu leben. Im Sommer läßt man uns in Ruhe. Wenn die Tage kühler und die Nächte länger werden, dann ist es wieder soweit.«

»Erscheinen die Zwerge?«

»Ja!« hauchte er.

»Und weiter?«

»Sie holen sich, was sie brauchen.«

»Menschen?«

»Sicher. Mal ja, mal nein. Auch Tiere, man weiß es nie genau. In diesem Jahr sind die Menschen an der Reihe, und sie haben schon sehr früh damit angefangen.«

Da hatte er nicht einmal gelogen, denn durch Jane Collins war ich aufmerksam geworden. Und deren Kurzurlaub lag ebenfalls etwas zurück. In diesem Jahr schien es besonders schlimm zu werden, da mußte ich dem Bürgermeister recht geben, ohne jedoch schon in die richtigen Details eingeweiht worden zu sein.

»Was geschieht weiter?« Ich hatte einmal Blut geleckt und blieb auch

an der Spur.

»Wie meinen Sie das?«

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß der Zwerg hier liegenbleibt oder durch das Dorf marschiert.«

»Das stimmt.«

»Also?«

»Er… er wird verschwinden. Er wird morgen nicht mehr hier auf dem Tisch liegen.«

»Interessant. Und wer trägt dafür die Verantwortung? Wer holt ihn denn weg?«

»Das weiß keiner. Jedenfalls ist er nicht mehr da. Wir kennen das, wir kennen es genau.«

»Arbeitet jemand mit den Zwergen zusammen?«

»Das verstehe ich nicht. Wie haben Sie das gemeint? Es gibt keinen im Ort, der sich trauen würde, hier hineinzugehen und ihn zu stehlen. Nein, Herr Sinclair. Die Menschen haben Furcht. Die ducken sich darunter wie unter einer Panzerplatte. Auch wenn Sie noch so fragen, Sie werden keinen finden. Und das sind ehrliche Antworten, glauben Sie mir.« Er atmete noch einmal aus und schwieg.

Ich ließ ihn in Ruhe, weil ich über seine Worte nachdenken mußte. Viel hatte ich nicht erfahren, aber das, was man mir mitgeteilt hatte, das reichte schon.

In diesem Alpendorf hatten die Zwerge das Kommando übernommen. Wie immer die sich auch zusammensetzte und welche Folge sie hatte, wußte ich nicht. Das würde ich noch herausfinden.

Dabei war der alte Savini ein wichtiges Indiz!

Seine Verwandlung, sein Tod, sollte in diesem Fall nicht umsonst gewesen sein. Für mich gab es keine andere Spur als ihn, denn viel mehr würde mir Karl Lechner nicht sagen. Und auch die anderen Bewohner würden den Mund halten.

»Kann ich jetzt gehen?« Der Bürgermeister fühlte sich unwohl, als würde er mit beiden Beinen in einem großen Grab stehen.

»Wir gehen gemeinsam.«

»Und dann?«

Ich winkte ab. »Werden wir weitersehen. Über eines müssen Sie sich im klaren sein, Herr Lechner. Wir stehen erst am Beginn, und ich will den Fall lösen.«

»Es ist Ihr Leben.«

»Danke, daß Sie so besorgt um mich sind. Glauben Sie denn, daß ich es verlieren könnte?«

»Die anderen sind stark, so verflucht stark!« hauchte er. »Sie kommen nicht so leicht dagegen an.«

Ich wechselte das Thema. »Dieses Spritzenhaus wird bei Einbruch der Dunkelheit abgeschlossen, nehme ich an.«

»Manchmal nur. Wir sehen eigentlich keinen Grund, es zu tun. Wer soll hier etwas stehlen?«

Ich nickte. »Ja, da haben Sie recht. Mit einem Feuerwehrwagen kann kaum jemand etwas anfangen.«

»Wollen Sie sonst noch etwas von mir?«

»Nicht jetzt.«

»Dann gehe ich jetzt.«

»Bitte.«

Der Bürgermeister lief beinahe fluchtartig davon. Ich verließ das Spritzenhaus wesentlich langsamer. Die Männer waren verschwunden. Leer lag der kleine Platz vor mir.

Ich atmete tief durch und schaute zum Himmel. Bis zum Einbruch der Dämmerung würde es nicht mehr lange dauern. Dann sackten die tiefschwarzen Schatten wie ein böses Omen in das Tal. Der Himmel zeigte schon jetzt eine leicht graue Farbe.

Ich strich gedankenverloren über mein Haar. Noch hatten wir Tag, doch auf die Nacht war ich gespannt. Wenn mich mein Gefühl nicht täuschte, würde sie die Entscheidung bringen…

***

»Wo willst du hin, Trudi?«

Das zweiundzwanzigjährige Mädchen erschrak, als es die Stimme seiner Mutter hörte. Trudi blieb stehen und preßte ihre Hände auf die Brust. »Himmel, Mutter, hast du mich…«

»Du schleichst dich hier herein, da muß man ja so reagieren.«

»Schon gut, Mutter, schon gut. Ich möchte nur auf mein Zimmer, das ist alles.«

Margot Lechner nickte.. Es schien alles in Ordnung zu sein, aber Trudi brauchte nur in ihr Gesicht zu schauen, um zu wissen, das dem nicht so war. »Was hast du denn Mutter?«

»Du warst draußen, nicht?«

»Ja.«

»Bei ihnen?«

Trudi knöpfte ihren Mantel auf. »Ich verstehe dich nicht, Mutter. Ich weiß nicht, was du…«

»Das weißt du sehr wohl. Bei den Männern, die den Fremden aus dem Dorf haben wollen.«

»Da irrst du dich, Mutter. Da irrst du dich gewaltig. Ich war nicht bei ihnen. Es war keine Frau dort.«

»Und was hast du getan, Trudi?«

»Wieso? Was sollte ich getan haben? Bestimmt nichts Unrechtes. Ich war nur nicht im Haus.«

»Das stört mich.«

»Warum denn?«

»Du weißt, daß ich Angst um dich habe. In Glatsch ist nicht alles so, wie es sein soll. Es hat wieder einen Toten gegeben. Ich habe es vom alten Savini gehört.«

»Ich auch.«

»Dann weißt du auch, daß es wieder passieren wird. In diesem Jahr schlimmer, als in all den Jahren zuvor. Du mußt dich vorsehen, Trudi. Wir alle müssen höllisch aufpassen, daß der alte Fluch nicht über uns zusammenbricht und uns alle verschlingt. Wenn wir uns dagegenstemmen, wird dieser Ort, der uns allen eine Heimat gewesen ist, vernichtet werden. Bisher haben wir es geschafft, aber eine Garantie gibt uns das auch nicht. Das weißt du, Trudi.«

Sie ließ sich die Worte ihrer Mutter durch den Kopf gehen. »Was ist denn anders geworden als früher?«

»Es gibt heute mehr Tote als früher.«

»Ich werde daran denken.«

»Hoffentlich.«

Trudi Lechner drehte sich um und ging die schmale Treppe hoch. Man konnte das Haus als typisch für diese Gegend ansehen. Ein sehr sauberes Alpenhaus, das auch im Innern die Wärme und Behaglichkeit ausstrahlte, die ein Tourist liebte. Die Lechners vermieteten einen Teil der Zimmer in der oberen Etage. Sie waren von ihrem persönlichen Wohnbereich durch einen Flur abgetrennt.

Trudis Zimmer befand sich auch in der ersten Etage. Sie schloß die Flurtür auf und betrat den schmalen Gang. Auf dem Boden lag ein dünner Filz. Wenn sie mit nackten Füßen darüber hinwegschritt, hatte sie das Gefühl, über kratzige Wolle zu laufen.

Trudis Zimmertür war die letzte in der Reihe. Das Mädchen war froh, als es die Tür erreicht hatte und endlich ihr Zimmer betreten konnte, wo sie sich aufatmend in den mit einem roten Kissen ausgepolsterten Korbsessel fallen ließ.

Tief atmete Trudi durch.

Die Fragen ihrer Mutter hatten sie gestört, auch die Stimme, denn sie hatte den besonders mißtrauischen Klang aller Mütter gehabt. Sie schien Trudi nicht geglaubt zu haben oder hatte einfach nur Angst um die Tochter gehabt.

In gewisser Hinsicht nicht zu Unrecht, aber Trudi hütete sich, je ein Wort darüber verlauten zu lassen.

Sie hatte die Beine ausgestreckt, schaute gegen die schräge Wand, in der sich ein großes Fenster abzeichnete. Dahinter schimmerte der Himmel in einem hellen Grau. Sie wußte nicht, ob es die Schneewolken waren oder sich bereits der Einbruch der Dämmerung abzeichnete.

Ihr Zimmer hatte sie hell und freundlich eingerichtet. Kiefernholz an der Decke, auch die Möbel bestanden daraus, waren nur weiß und rot

lackiert worden. Die Bilder an den Schrägen zeigten Alpenmotive, doch sehr verfremdet gemalt und nicht so bunt und kitschig wie die Bilder in den Andenkenläden. Eine zweite Tür führte zu der kleinen Naßzelle, in der sich die Dusche und die Toilette befanden.

Sie hatte dieses Zimmer geliebt, sie liebte es noch immer, aber einen Gegenstand hatte sie von der Wand verschwinden lassen.

Das alte Kreuz, das die Großmutter ihr zum achtzehnten Geburtstag geschenkt hatte. Das wollte sie einfach nicht mehr haben, das konnte sie nach allem, was inzwischen geschehen war, auch nicht mehr ansehen.

Sie lächelte, als sie daran dachte, und ihre Gedanken drehten sich auch um den Fremden.

Dieser Mann mit dem Namen John Sinclair hatte auf sie einen sehr entschlossenen Eindruck gemacht. Er würde nicht aufgeben, er würde weiter nachforschen, und er würde auf die richtige Spur stoßen, das stand längst fest. Natürlich stauten sich bei ihm noch zahlreiche Fragen. So manche hätte sie ihm beantworten können, doch damit hätte sie sich in das eigene Fleisch geschnitten.

Trudi dachte auch daran, wie wenig die Menschen im Ort wußten, wie ahnungslos sie waren und wie sehr sie sich darüber wundern würden, wenn Trudi ihr Wissen preisgegeben hätte.

Doch davor würde sie sich hüten.

Wer Königin werden wollte, der mußte schweigen können und erst dann anfangen zu reden, wenn der richtige Zeitpunkt gekommen war.

Dann würde man im Ort nur staunen, dann zerbrach die Furcht, der Druck würde fliehen, aber die anderen Kräfte kehrten zurück. Sie waren dann frei, und die vergangene Zeit lebte wieder auf.

Niemand wußte, daß gerade Trudi es war, die eine derartige Botschaft empfangen hatte. Nicht das man sie nicht für voll genommen hätte, aber es gab wohl keinen, der sich hätte vorstellen können, daß eine Person wie sie einen derartigen Kontakt hatte.

Bis auf eine Ausnahme!

John Sinclair!

Trudi dachte an ihn, und sie wunderte sich darüber, daß ihre Gedanken nicht einmal in eine negative Richtung liefen. Der Mann war ihr sympathisch gewesen, nur durfte sie sich nicht darüber hinwegtäuschen lassen, daß er auf der anderen Seite stand. Er war der Polizist, und er war gekommen, um einen Fall aufzuklären.

Damit war er für sie ein Störfaktor, den sie nicht hinnehmen konnte. Sie und Sinclair standen auf verschiedenen Seiten.

Trudi gab zu, daß er gut war. Aber er würde nicht so gut sein, um ihre Pläne durchkreuzen zu können.

Wichtig war es, daß sie die Dämmerung abwartete. Mit Eintritt der Dunkelheit würde sich einiges verändern. Zwar nicht offen und

sichtbar für alle, doch Trudi wußte Bescheid.

Sie stand auf.

Der Sessel schaukelte noch einige Male nach, und Trudi lauschte dem Knarren. Es war ein vertrautes Geräusch für sie. Überhaupt war ihr alles in Glatsch sehr vertraut, nur empfand sie keinen Abschiedsschmerz, als sie an die Veränderungen dachte. Diese konnten nur Positives bringen, wenigstens für sie.

Trudi überlegte, ob sie die Kleidung wechseln sollte, sie entschied sich dagegen. Der dicke Pullover reichte aus, die Jeans ebenfalls. Später würde sich dieses Problem sowieso von selbst lösen.

Sie betrat das kleine Bad und richtete ihr Haar. Diese Frisur, die sie jetzt trug, paßte nicht zu ihr. Sie haßte es, wenn die Haare auf dem Kopf so brav zu einer Schnecke zusammengerollt waren. So etwas kam ihr überhaupt nicht entgegen, da mußte einfach etwas getan werden. Mit hektischen Bewegungen zog sie die Steckklammern hervor, damit sich die Haare endlich lösen konnten. Sie wühlte noch einmal mit den Händen nach, schleuderte sie hoch und strich sie dann mit den gespreizten Fingern nach unten, um die Flut zu bekommen, die sie haben wollte.

Jetzt fühlte sie sich besser.

Nicht daß sie wild ausgesehen hätte, aber die Bravheit war verschwunden. Sie strich zudem mit beiden Händen über ihren Körper, als wollte sie ihn nachmodellieren. Sie konnte sich sehen lassen, auch wenn die dicke Winterkleidung so manches verbarg.

Mit leichten Schritten verließ sie das Bad. Rechts zeichnete sich der Umriß des Fensters ab. Hinter dem schräg liegenden Quadrat hatte sich das Licht verändert.

Die Sonne war untergegangen. Sie versteckte sich jetzt hinter den Bergen. Die Macht der Dämmerung hatte sich in das Tal hineingeschoben. Die Schatten waren noch länger geworden. Zwielicht war entstanden. Es gab dem Ort in den Bergen immer etwas Geheimnisvolles. So als wären die Kräfte der Unterwelt dabei, ihr finsteres Reich zu verlassen und in die Höhe zu kriechen.

Lautlos und doch gewaltig…

Trudi lächelte, bis sie das Klopfen hörte. »Ja, wer ist da?« Ihre Stimme klirrte etwas, und sie stand plötzlich unter einer nicht gelinden Spannung. Sie dachte plötzlich an John Sinclair, aber der war es nicht, der die Tür öffnete.

Ihre Mutter stand auf der Schwelle. Sie war nur zwanzig Jahre älter als Trudi, aber sie sah so verhärmt aus, als hätte ihr das Leben nur Negatives beschert. In der Tat war die Zeit mit Karl nicht leicht gewesen, und so manches Mal hatte Margot Lechner unter ihrer Arbeit gelitten. Aber sie war auch eine Dulderin gewesen und hatte sich nur selten beklagt.

»Mutter?« Trudi war erstaunt. Es kam nicht oft vor, daß Margot sie besuchte.
»In der Tat.«
»Was willst du?«
»Mit dir sprechen.«
»Das ist schön, aber…«
»Bitte, ich muß mir dir reden.«
»Warum hast du mir das nicht vorher gesagt?«
»Es ist mir jetzt eingefallen.«
Mutter und Tochter standen sich wie zwei Roboter gegenüber. Rede und Gegenrede wechselten sich ab. Ohne Emotionen, sie sprachen flach, wie zwei Fremde, die sich erst vor kurzem kennengelernt hatten.
Daß der Zeitpunkt unmöglich war, wußte Trudi, nur konnte sie jetzt ihre Mutter nicht wegschicken.
Damit hätte sie sich verdächtig gemacht. Sie rechnete auch damit, daß ihre Mutter etwas ahnte, möglicherweise würde sie auf ihr Doppelleben zu sprechen kommen.
»Dann setz dich, Mutter!«
»Nein, ich bleibe stehen.«
»Wie du willst.« Trudi hob die Schultern. Sie wollte sich auch abwenden, damit aber war Margot nicht einverstanden.
»Bitte, bleib vor mir stehen, Trudi. Ich möchte, daß du mich ansiehst. Hast du verstanden?«
Die junge Frau lächelte. »Natürlich. Entschuldige. Ich wußte ja nicht, daß du so empfindlich bist.«
»Es hat damit nichts zu tun, Trudi. Es geht hier einfach um Dinge, die mir Angst machen.«
»Was ist das?«
»Das bist du, Trudi«
»Ich?« Sie zeigte mit ihrem Zeigefinger auf ihre Brust. »Wie kommst du denn darauf?«
»Man hat dich gesehen.«
»Aha, und wo?«
»Als du in das Spritzen- und Schützenhaus gegangen bist. Du bist ja hineingeschlichen, und das ist aufgefallen. Ich weiß, daß du dich dort mit dem Mann getroffen hast, der das Unglück brachte. Hast du den Toten gesehen, Trudi?«
Trotz stieg in ihr hoch. Sie würde auch bei der Wahrheit bleiben. »Ja, den habe ich gesehen, Mutter.«
Margot Lechner schluckte. »Und warum? Warum bist du in das Haus gegangen? Du hattest dort nichts zu suchen. Du kannst mir nicht erzählen, daß es dir Spaß bereitet, einer Leiche gegenüberzustehen und sie sich anzusehen.«

»Nein, das nicht gerade.«

»Warum hast du es dann getan?«

»Ich wollte mit dem Fremden reden!« Wieder klang Trudis Stimme trotzig. »Ich wollte Bescheid wissen. Ich wollte erfahren, weshalb er zu uns gekommen ist. Nicht mehr und nicht weniger Mutter. Ich bin alt genug, um allein entscheiden zu können.«

»Das bist du vom Gesetz her tatsächlich«, gab Margot Lechner zu. »Ja, du bist alt genug.«

»Schön, wo ist dann das Problem?«

Margot stand noch immer an derselben Stelle, und sie blieb auch dort stehen. Es sah so aus, als wollte sie ihrer Tochter den Rückweg abschneiden. »Alt genug bist du, das stimmt. Aber ich bin deine Mutter, und du lebst im Haus deiner Eltern. Ich will, daß du dich daran erinnert klar?«

»Ja.«

»Trudi, hör mir bitte zu. Es geschehen hier unheimliche Dinge. Ich habe vorhin mit deinem Vater sprechen können. Dieser… dieser Fremde hat ihn in das Spritzenhaus gezerrt. Er hat ihn zu dem alten Savini geschleppt. Er hat dafür gesorgt, daß dein Vater die Leiche anschauen konnte. Da traf ihn der Schock.«

»Hat er nie einen Toten zu Gesicht bekommen?«

»Darum geht es nicht, Trudi. Überhaupt nicht. Hier spielen andere Dinge eine Rolle. Der alte Savini war noch tot, aber seine Leiche hat sich verändert. Sie ist geschrumpft. Sie… sie wurde zu einem Zwerg, zu einem Gnom. Kannst du dir das vorstellen?«

Trudi Lechner schwieg und hob die Schultern.

»Also nicht?«

»Schon, aber…«

»Du kennst die alten Geschichten, Trudi. Du weißt genau, was hier vorgefallen ist. Es hat Tote gegeben, es wird immer wieder Tote geben. Du bist über das Schicksal und den Fluch informiert. Und du weißt genau, wie schwer es wir Menschen haben, gegen die alte Macht anzukommen. Wir haben uns auf sie konzentriert, wir werden nichts unversucht lassen, um die andere Seite nicht noch zu reizen, wir werden…« Margot Lechner redete sich in Rage. Sie war überhaupt nicht mehr zu stoppen, doch die Worte prallten an Trudi ab. Sie konnte darüber nicht lächeln. Für sie ging es um ganz andere Dinge. Längst hatte sie bemerkt, daß ihrer Mutter der Durchblick fehlte.

Schließlich unterbrach sie den Redefluß. »Aber das weiß ich doch alles, Mutter.«

»Gut, Trudi, ich hoffe, daß du dich danach richtest. Allmählich kommt der Abend. Ich kann dir nichts mehr verbieten, aber ich möchte, daß du hier im Haus bleibst. Nur hier bist du sicher. Hier stehst du unter dem Schutz des Herrgotts.«

Trudi nickte, obwohl sie nicht davon überzeugt war. Längst hatte sie das innerliche Kribbeln gespürt, und sie fühlte sich einfach wie aufgeputscht. Die Zeit war reif, sie war da, sie mußte nur mehr begriffen werden, aber nicht von ihrer Mutter, die würde damit nicht zurechtkommen, das stand fest.

Sie konnte ihrer Mutter auch nicht sagen, wie entscheidend die folgende Nacht sein würde. Das hätte sie niemals begriffen, da mußte man sehr behutsam vorgehen.

Margot Lechner war enttäuscht. Daß so gar keine Reaktion von ihrer Tochter kam, damit hätte sie nicht gerechnet. Es war so verrückt, so anders. Die Frau merkte, daß das familiäre Band nicht mehr bestand oder zumindest sehr dünn geworden war.

Trudi hatte sich innerlich längst von ihr entfernt. Dies wiederum wollte sie nicht akzeptieren.

»Bitte, Trudi, warum sagst du nichts?«

»Du hast alles gesagt, Mutter.«

»Und jetzt?«

Trudi hob die Schultern. »Das ist alles mein Problem. Ich muß damit zurechtkommen, darauf kannst du dich verlassen.«

»Gut, aber da wäre noch etwas. Dein Vater und ich möchten, daß du nach dem Nachtmahl bei uns bleibst. Wir werden in der folgenden Nacht zusammenbleiben. Das andere soll keine Chance haben, unsere Familie zu trennen. Das ist es, was ich will.«

Trudi nickte. »Nach dem Essen?«

»Richtig.«

»Gut, ich komme.«

Margot Lechner zweifelte daran. Nicht daß sie sich vor ihrer Tochter fürchtete, aber sie konnte auch nicht an der Wand vorbeigehen, die sich zwischen den beiden aufgebaut hatte.

Sie drehte sich um. »Ich rufe dich dann zum Essen«, sagte sie im Hinausgehen.

»Ja, Mutter.«

Trudi atmete auf, als Margot die Tür hinter sich schloß. Das war überstanden. Knapp genug war es gewesen. Sie ärgerte sich, als sie daran dachte, daß man sie beim Gang ins Schützenhaus beobachtet hatte. Sie würde jetzt noch vorsichtiger sein, das stand fest.

Tief atmete sie durch.

Und sie hörte das Klopfen!

Nicht sehr laut, aber so, daß sie dem Rhythmus folgen konnte. Ihr Magen zog sich zusammen, über den Nacken rann ein Kribbeln. Sie traute sich kaum, dorthin zu schauen, wo sie das Geräusch gehört hatte.

Doch sie mußte es tun.

Auf der Stelle drehte sie sich um. Da war die Wand, da war das

Fenster.

Dicht hinter der Scheibe sah sie ein Gesicht. Klein und dabei sehr breit.

Das Gesicht eines Zwergs!

***

Der Mund war zu einem Grinsen verzogen, die Augen glänzten wie Metallkugeln. Dabei sah die Haut aus, als hätte man sie aus brauner Erde gebacken.

Der Zwerg brauchte nicht zu winken, er gab seine Signale mit den Augen. Und Trudi gehorchte. Sie schritt auf das Fenster zu, sie streckte den Arm aus und zog den Hebel hoch, damit die Sperre gelöst wurde. Dann drückte sie die Scheibe nach oben.

Der Wind brachte Kälte mit, die sich im Raum verteilte. Wie eine Gummipuppe »klebte« der Zwerg auf dem schrägen Dach. Er hatte sich irgendwo festgeklammert und ließ auch nicht los. Er nickte noch und forderte Trudi damit auf zu kommen.

»Jetzt?«

Der Zwerg nickte.

»Gut.« Trudi ging zurück. Sie schaltete das Licht aus. Dunkelheit senkte sich über den Raum. Als sie wieder zu ihrem Besucher hineinschaute, da sah er aus, als hätte sich auf seine Gestalt ein grünliches Leuchten gelegt. Es zeichnete seine Konturen nach und hatte sich wie ein Schleier auf seinem Gesicht verteilt, war sogar in die Augen gedrungen, die einen völlig fremden Ausdruck bekommen hatten. Er wirkte so, als wäre er nicht von dieser Welt.

Trudi konnte das Haus nicht auf dem normalen Wege verlassen. Es wäre einfach zu gefährlich gewesen, deshalb kletterte sie aus dem Fenster, und der Zwerg hatte ihr auch Platz geschafft.

Trudi nahm den Weg nicht zum erstenmal. Sie wußte genau, wie sie sich zu bewegen hatte. Ein Griff nach rechts, dann umfaßten ihre Finger das kalte Metall der Leiter. Sie bot einen idealen Halt.

An ihr kletterte Trudi in die Tiefe, und zwar einer Stelle entgegen, von der aus sie zu Boden springen konnte.

Sie kam sicher auf, sackte einmal in die Knie, kam sofort wieder hoch und hörte das leise Lachen des Zwergs, der neben ihr stand. Er freute sich darüber, daß sie es geschafft hatte.

Niemand sah sie.

Es war finster geworden. Auch im Dorf selbst brannten nicht viele Lichter. Außerhalb der Saison sparte man Strom. Die Berge wirkten mit ihren dunklen Umrissen wie unheimliche Aufpasser. Der kalte Wind brachte den Geruch von Schnee mit.

Der Zwerg schaute zu ihr hoch. Er sprach, aber vor seinem breiten Mund zeigte sich kein Atem.

»Du bist bereit, Königin?«
»Ich habe lange genug gewartet.«
»Dann komm.«
Die Rückseite des Hauses lag im Finstern. Der Garten zeigte ein winterliches Bild. Laub lag auf dem Boden. Es knisterte bei jedem Schritt.
Trudi verließ ihr Elternhaus. Sie rannte aus ihrer Heimat fort, und es tat ihr nicht einmal weh.
Was war schon die Größe der vor ihr liegenden Aufgabe gegen das Dasein in ihrem Elternhaus?
Nichts, gar nichts.
Sie hatte ihr wahres Leben noch vor sich. Und es würde in der folgenden Nacht beginnen…
Für mich war natürlich der alte Savini interessant geblieben. Nur mußte ich einfach die richtige Zeit abpassen, und die kam erst, wenn sich die Dunkelheit über das Tal gelegt hatte.
So lange mußte ich warten, und ich verkürzte mir die Zeit im Roten Ochsen. Es war die Gastwirtschaft, die auch im Winter geöffnet hatte. Sie wurde von den Einheimischen frequentiert. An diesem späten Nachmittag war es nicht anders.
Dennoch war und blieb ich ein Fremder. Ich saß allein am Tisch. Niemand würde sich zu mir setzen, so daß ich mir vorkam wie ein Aussätziger, was meinem Appetit aber keinen Abbruch tat.
Ich hatte mir eine Bauernpfanne bestellt. Sie war mit mürrischem Gesicht vom Wirt persönlich serviert worden, denn die Bedienung machte einen Bogen um mich.
Der Stammtisch befand sich mir gegenüber. Er war besetzt. Den Tisch und die Bank hatte man in den Herrgottswinkel gestellt, denn über Eck hing ein altes Holzkreuz.
Hin und wieder trafen mich vom Stammtisch her Blicke. Einer hätte auch dort sitzen müssen, doch der Bürgermeister war in seinem Haus geblieben. Er wollte wohl nicht Gefahr laufen, mit mir reden zu müssen. Wenn ein Fluch über Glatsch lag, so war er für mich jedenfalls nicht spürbar. Die Männer unterhielten sich normal. Sie sprachen über den Winter, und manche ärgerten sich, daß sie nicht in Orten wie St. Anton oder St. Christoph lebten, wo bald das große Geld gemacht wurde.
An Glatsch lief der Skizirkus vorbei. Der Ort war für den Wintersport einfach nicht geschaffen. Man hätte schon große Einschnitte in die Natur machen müssen, und so etwas wäre unverantwortlich gewesen.
Das Essen schmeckte gut. Ein Auflauf aus Kartoffeln, Speck, Zwiebeln und Wurst.
Dazu trank ich ein Bier und schaute immer wieder aus dem nahen Fenster hinaus auf die Hauptstraße.

Glatsch war ausgestorben-. Die schmucken Häuser - im Sommer mit Blumen bedeckt - sahen traurig und braungrau aus. Vor der nahen Kirche parkten einige Autos. In einem Monat war Weihnachten.

An manchen Tannen schaukelten schon Lichterketten.

Die Menschen waren dick angezogen. Sie bewegten sich langsamer als sonst. Es kam mir vor, als hätten sie Angst. Als mein Teller leer war, kam der Wirt und räumte ab. Er fragte nicht einmal, ob es mir geschmeckt hatte. Der Mann wollte so schnell wie möglich wieder hinter seinen Tresen.

Ich bekam noch einen Schnaps serviert. Er hieß Berggeist und gehörte zum Essen.

Als ich das Glas geleert hatte, da kam es mir tatsächlich vor, als würden in meinem Magen Tausende von Geistern einen wilden Kampf ausfechten.

Ich zündete mir noch eine Zigarette an. Einige Minuten konnte ich noch warten. »Zahlen«, rief ich.

Der Wirt eilte herbei. Er war wohl froh, mich bald loszuwerden. Ich erkundigte mich wie nebenbei, ob es ihm auch gutging.

»Ja.«

»Und was geschieht mit dem Toten?«

»Weiß ich nicht.« Er nahm das Geld und ging. Dabei tauchte er ein in die Qualmwolke, die sich über der Theke verdichtete.

Eine laute Männerstimme schreckte auch mich auf. Vom Stammtisch erhob sich jemand. Es war ein kräftiger Kerl, der Ähnlichkeit mit Fritz Höller, meinem Führer hatte.

Tatsächlich hieß er auch Höller. Ich hörte, wie die anderen seinen Namen riefen, doch er ließ sich nicht beirren. Mit wuchtigen Schritten kam er auf meinen Tisch zu, strich das dichte Blondhaar zurück, bevor er beide Hände auf die Platte stemmte.

»Guten Abend«, grüßte ich.

»Es ist kein guter Abend.«

»Wieso nicht?«

»Ihretwegen.«

Ich hob die Schultern. »Was werfen Sie mir vor? Ich sitze hier, habe gegessen, getrunken und niemanden gestört. Warum sind Sie so aggressiv?«

»Das kann ich Ihnen sagen. Wir wollen nicht, daß ein Fremder hier herumschnüffelt.«

»Dafür habe ich sogar Verständnis. Nur gab es drei Tote in den vergangenen Wochen und heute auch schon zwei. Ist das nicht ein Grund, sich näher mit diesen Vorgängen zu beschäftigen. So sehe ich das wenigstens, Herr Höller.«

»Aber wir nicht.«

»Was stört sie?«

»Gehen Sie! Lassen Sie uns in Ruhe! Es ist schon genug Unheil geschehen. Was hier passiert, werden und müssen wir allein ausbaden. Wir brauchen keine Hilfe, erst recht nicht von einem Ausländer.«

Ich hob die Schultern. »Das ist seltsam. Sie wollen also nicht, daß die Taten aufgeklärt werden?«

»Das schon, aber nicht durch Sie. Wir werden mit unseren Problemen allein fertig. Setzen Sie sich in Ihren Wagen und sehen Sie zu, daß Sie fortkommen.«

»Ist das ein Rat?«

»Und eine Warnung zugleich.« Er schaute mich böse an, als ich mich erhob.

»Ich werde es mir überlegen, Herr Höller«

»Wie schön. Mein Bruder ist übrigens auch meiner Meinung. Er sagt ebenfalls, daß es keinen Sinn hat.«

»Natürlich.«

Ich ließ ihn stehen und holte meine Jacke vom Garderobenhaken. Dabei sah ich zahlreiche Augen auf mich gerichtet, schielend, verklemmt, manchmal mit sehr hinterlistigen Blicken. Was sie dachten, wußte ich nicht. Ich konnte mir jedoch vorstellen, daß sie mir die Pest an den Hals wünschten.

Ich ging auf die Tür zu.

Keiner erwiderte meinen Gruß. Ihr Schweigen begleitete mich bis nach draußen.

Die Sonne war verschwunden. In der Dunkelheit lag die Kälte wie eine dicke Schicht über Glatsch.

Ein paar einsame Lichter leuchteten wie übergroße Kristalle.

Es roch nach Schnee und Eis. Ich hoffte allerdings, daß es in dieser Nacht nicht anfangen würde zu schneien.

Mein Ziel war das Spritzenhaus. Dort lag der veränderte Tote, und ich ging einfach davon aus, daß er nicht an diesem Platz liegenblieb. Die anderen schienen etwas mit ihm vorzuhaben. Diese Veränderung war nicht grundlos geschehen.

Ich ging durch den stillen Ort. Nicht ein Fahrzeug begegnete mir. Es blieb ruhig, und hinter den Fenstern der Holzhäuser leuchteten die Lichter wie ferne Sterne.

Die Menschen blieben in den Wohnungen. Sie warteten ab, vielleicht beteten sie. Jedenfalls hatte sich keiner dem Fluch oder dem Bösen entgegengestemmt.

Auch die Kirche lag im Dunkeln. Nur am Eingang zum Kirchhof brannten zwei Laternen. Ihr Schein fiel wie gefrorener Dampf zu Boden. Ich überlegte, wo der Pfarrer war. Oft genug hatte ich gerade mit Seelsorgern zusammengearbeitet. Hier aber war das nicht der Fall.

Niemand, der auch nur Ähnlichkeit mit einem Pfarrer oder einem Küster gehabt hätte, ließ sich blicken.

Dennoch hörte ich Geräusche.

Es waren nicht nur meine Tritte. Irgendwo in der Nähe, durch die Dunkelheit geschützt, bewegte sich jemand.

Ein Verfolger?

Zweimal drehte ich mich scharf um, entdeckte aber weder einen Menschen noch ein Tier.

Der Dorf- oder Festplatz, mit dem Schützenhaus als Mittelpunkt, lag nicht weit von der Kirche entfernt. Über ihm lastete das Schweigen wie eine Glocke.

Einige Male hatte ich einen Blick zum Himmel hochgeworfen. Auf mich machte er den Eindruck eines großen Sees, dessen flache Wogen zu langen Zungen erstarrt waren.

Und doch war ich nicht allein. Der Eingang des Schützenhauses lag bereits in meinem Blick, als ich vor der Tür eine Bewegung feststellte. Dann löste sich eine männliche Gestalt. Ich erkannte den Bürgermeister, der auf mich gewartet hatte.

Als wir nah genug voneinander entfernt waren, blieben wir stehen. Sein Atem dampfte mir entgegen. Ich roch die leichte Schnapsfahne, die vor seinen Lippen wehte.

»Hallo«, sagte er nur.

Ich lächelte. »Was treibt Sie um diese Zeit noch aus dem Haus, Herr Lechner?«

Er räusperte sich. »Die Sorge.«

»Um wen?«

»Ich sorge mich um alles. Vor allen Dingen um meine Tochter, mit der Sie gesprochen haben. Was wollten Sie von ihr?«

Ich hörte die Aggression aus seiner Stimme heraus. »Nichts, Herr Lechner. Ich wollte nichts von ihr. Sie ist zu mir gekommen, und sie hat mich nur gewarnt. Sie hatte einfach Angst um mich, daß Sie und Ihre Freunde mich mit körperlicher Gewalt aus dem Dorf treiben würden. Das war alles.«

»Ich glaube Ihnen nicht.«

»Das ist Ihre Sache. Ich bleibe bei meiner Erklärung.«

Lechner dachte über seine nächsten Worte nach. »Hören Sie, Sinclair, da ist irgend etwas geschehen. Ich stehe hier nicht umsonst in der Kälte und warte auf Sie.«

»Was ist geschehen?«

»Es geht um Trudi.«

»Und weiter?«

Er ballte die Hand zur Faust, als wollte er sie mir unter das Kinn schlagen. »Sie ist verschwunden, einfach weggelaufen.«

Ich gab mich lässig. »Sagen Sie, wie alt ist Ihre Tochter?«

»Zwanzig.«

»Demnach erwachsen.«

»Ja, das stimmt. Aber das tut nichts zur Sache. Sie hat unser Haus heimlich verlassen. Sie ist davongelaufen wie ein unartiges Kind. Das ist nicht ihre Art, das sind wir nicht gewohnt. Meine Frau hat noch mit ihr gesprochen, aber…«

»Glatsch ist sehr klein, Herr Lechner. Wo sollte Ihre Tochter hin? Sie hat vielleicht eine Frau besucht. Ich würde mir an Ihrer Stelle keine Sorgen machen.«

Er schüttelte heftig den Kopf. »Nein, nein, in dieser Nacht bleiben die Leute in den Wohnungen. Sie haben Angst vor dem anderen. Wer jetzt hinausgeht, hat einen Grund. Nicht nur die Nacht ist schlimm, auch der Abend, Herr Sinclair.«

»Das mag ja alles stimmen, aber wo sollte Trudi Ihrer Meinung nach hingelaufen sein?«

»Ich dachte, sie sei ins Schützenhaus gegangen.«

»Ist sie das?«

»Nein.«

»Und was haben Sie gedacht, als Sie sie dort nicht fanden?«

Er runzelte die Stirn und schaute zur Seite. »Daß Sie beide sich heimlich verabredet haben. Daß Trudi eine Möglichkeit gefunden hat, aus Glatsch zu verschwinden. Es hat ihr hier nie besonders gut gefallen. Es war ihr alles zu eng, sie wollte immer hinaus. Trudi hat ein anderes Temperament, wenn Sie verstehen.«

»Ja, das kann ich mir denken.«

»Und genau deshalb fürchte ich mich irgendwie. Ich möchte Sie bitten, Trudi…«, er verstummte.

Seine Stimme war plötzlich gestockt, weil ein dicker Kloß in seinem Hals lag. »Ich und meine Frau… also wir glauben, daß wir sie verloren haben.«

Auf der einen Seite tat mir der Mann leid, auf der anderen aber mußte er einen Grund für seine Verdächtigungen und Befürchtungen haben. Danach fragte ich ihn.

Der Bürgermeister hob die Schultern. »Was soll ich da sagen? Wissen Sie, ich bin anders aufgewachsen. Ich bin Bauer, ich vermiete in meinem Haus zwei Ferienwohnungen. Man hat mich hier zum Bürgermeister gemacht, ich stehe mit beiden Beinen im Leben. Das will ich von Trudi nicht behaupten.«

»Was hält Sie davon ab?«

Er wiegte den Kopf. »Trudi ist ein Einzelkind, und so hat sie sich auch verhalten.«

»Genauer bitte.«

»Mit Freundinnen war nicht viel los. Heute sagte man introvertiert, das habe ich mal gelesen. So ähnlich hat sich Trudi auch verhalten. Sie war sehr in sich gekehrt, sie hat kaum mit uns gesprochen. Sie ist immer ihren eigenen Weg gegangen.«

»Wo führte der hin?«

»In die Vergangenheit, Herr Sinclair.«

Jetzt war ich überrascht. »Wie bitte? Das verstehe ich nicht. Sie kann doch nicht…«

»Gedanklich. Sie ist ein Mädchen, das sich mit der Natur intensiv beschäftigt hat, aber auch mit gewissen Sagen und Legenden, die sich um dieses Tal ranken.«

»Liege ich richtig, wenn ich dabei an die Zwerge denke.«

»Das liegen Sie, Herr Sinclair«, flüsterte er und wischte nervös seine Handflächen an der Wolljacke ab. Er hatte sich mir offenbart, was ihm bestimmt nicht leichtgefallen war, und ich verstand die Sorge des Vaters wegen seiner Tochter plötzlich.

»Können Sie mir mehr darüber erzählen?«

»Wenn Sie Zeit haben.«

»Dafür immer. Aber nicht hier, Herr Lechner. Wir sollten in das Schützenhaus gehen.«

Der Vorschlag begeisterte mich nicht. Er schaute zum Eingang. »Aber dort liegt der Tote.«

»Wird es uns stören?«

Lechner grinste schief. »Sie haben Humor, Herr Sinclair. Sie sind Polizist und mit so etwas aufgewachsen. Ich aber lebe normal. Das ist schon komisch.«

»So normal leben sie auch nicht. Wenn Sie mal vergleichen, sind in Ihrem kleinen Ort mehr Morde passiert als in New York oder London, natürlich auf die Einwohnerzahl bezogen.«

Er schaute in die Luft. Der Himmel schien sich in das Tal hineinzudrücken. Der Vollmond stand im Westen wie ein blasses Auge. Sterne schimmerten. Die gewaltige Klarheit und die Nähe des Himmel überwältigten mich Alles war wie zum Greifen nahe.

Ich schlug dem Bürgermeister vor, es zunächst allein zu versuchen. »Wenn ich okay sage, kommen Sie.«

»Abgemacht.«

Ich rechnete natürlich damit, daß uns unheimliche Stunden bevorstanden, doch daran ließ sich nichts ändern. Ich wollte den Bürgermeister auch mit diesen unheimlichen Tatsachen konfrontieren. Vielleicht gelang es ihm so, seine Angst zu überwinden. Außerdem mußte er endlich wissen, was genau gespielt wurde. Er konnte sich nicht immer in sein Schneckenhaus aus Vermutungen und Halbwahrheiten zurückziehen.

Die rechte Hälfte der Eingangstür schwang mir entgegen, als ich sie aufzog.

Dahinter lag die Dunkelheit.

Stumm, drohend, gefährlich…

Ich atmete tief durch. Meine Augen bewegten sich. Etwas später sah

ich die Schatten. Da stand der große Feuerwehrwagen, ich sah an der rechten Seite auch den Tisch, nur die dort liegende kleine Leiche verschmolz mit der Dunkelheit.

Es war niemand da, der sich auf mich zustürzte. Die Fenster hoben sich in schwachgrauen Umrissen ab. Unter meinen Sohlen knirschte der Schmutz als ich eintrat.

Dann drehte ich mich um.

Draußen war das Licht besser. Die Gestalt des Bürgermeisters hob sich wie eine Figur vom Boden ab. Ich winkte ihm zu. Er rührte sich nicht.

»Kommen Sie, Herr Lechner!« Da erst setzte er sich in Bewegung.

Aber er ging noch immer so, als würde er sich fürchten. Auch als er das Haus betrat, blickte er sich vorsichtig um, weil er jeden Augenblick erwartete, attackiert zu werden. Aber nichts geschah.

»Es kommt mir vor wie ein Totenhaus«, sagte Lechner, als er auf mich zuging. »Hier kann man einfach nur Angst bekommen.«

»Gemütlich ist es nicht«, gab ich zu.

»Bitte, Herr Lechner, schließen Sie die Tür.«

»Warum?«

»Das werden Sie schon sehen.«

Er tat es. Dabei flüsterte er, wahrscheinlich sprach er sich Mut zu. Anschließend kam er mir nach.

Ich befand mich auf dem Weg zur Leiche und blieb neben dem Tisch stehen. Viel war nicht zu sehen. Lechner schüttelte den Kopf. Einen Moment später aber stöhnte er auf. Da floß geisterhaft bleich das Licht meiner Lampe über die kleine zwergenhafte Gestalt und erreichte auch das Gesicht, wo es sich konzentrierte.

»Nun, Herr Lechner?«

Er bewegte sich neben mir. Seine Kleidung schabte, als er den Arm hob und sich an die Kehle faßte.

Es sah aus, als wollte er sich selbst erwürgen.

»Er ist es. Verdammt, er ist es! Ja, das ist der alte Savini. Wie furchtbar!«

Auch ich hatte meinen Blick nicht zur Seite gedreht. Voll und ganz konzentrierte ich mich auf diesen Anblick. Das Gesicht hatte sich nicht verändert. Es wirkte noch immer wie zugewachsen und gleichzeitig in die Breite gelaufen. Lag es nun am kleiner gewordenen Körper, daß auch das Gesicht so zwergenhaft wirkte?

Ich wußte es nicht und ließ den Strahl gegen die kleinen Beine und Arme wandern.

Lechner faßte ihn an. Sehr schnell zuckte seine Hand wieder zurück. »Ein Toter aus Stein, ein steinerner Toter«, flüsterte er. »Es ist alles eingetroffen.«

»Was traf ein?«

»Was Sie erwähnten.«
»Stimmt. Und doch weiß ich zuwenig, Herr Lechner. Sie müssen mir da helfen.«
»Wie könnte ich das?«
»Hatten wir nicht noch über Ihre Tochter reden wollen?« Lechner nickte. »Ja, schon – aber was hat sie mit diesem Toten hier zu tun?«
»Nichts, hoffe ich.«
Er drehte den Kopf, weil er nicht mehr auf die kleine, starre Gestalt schauen wollte. »Ich kann Ihnen ja nicht viel sagen, Herr Sinclair, und wundere mich sowieso, daß ich mit Ihnen über dieses Thema spreche. Sie sind ein Fremder. Normalerweise haben wir hier in Glatsch zu Fremden kaum Vertrauen, aber bei Ihnen ist das anders, da habe ich einfach Grenzen übersprungen. Ich weiß auch nicht, ob es etwas zu bedeuten hat.« Er korrigierte. »Doch, es hat etwas zu bedeuten. Meine Tochter, also ihre Reaktionen waren nicht normal. Eigentlich kenne ich sie gar nicht richtig, obwohl sie immer bei uns lebte. Aber sie war sehr allein. Sie tat, was sie wollte.«
»Genauer, bitte.«
»Sie ging weg.«
»Ist das alles?«
Lechner stöhnte leise auf. Er rang nach Worten. »Ich weiß auch nicht, wie ich Ihnen das alles begreifbar machen soll. Jedenfalls ist sie oft verschwunden, ohne uns zu sagen, wohin sie geht. Früher war das anders, da haben wir sie fragen können. Sie wollte einfach nur spazierengehen, um sich in der Natur umzuschauen. Trudi liebt die Natur. Sie ist ihr eigentliches Zuhause, habe ich das Gefühl. Aber sie sagte uns nie, wohin sie ging, und das fand ich so seltsam und auch unbegreiflich. Es muß aber einen Ort gegeben haben. Später dann, als Trudi erwachsen war, ist sie dann einfach gegangen. Wir haben auch nicht das Recht gehabt, sie aufzuhalten.«
»Wann war das?« fragte ich.
»Meist in der Nacht, auch in den Zeiten, wo bei uns kaum Touristen ihren Urlaub verbrachten. Am anderen Morgen saßen wir zusammen, wir haben darüber gesprochen und meine Frau und ich stellten die entsprechenden Fragen. Trudis Antworten fielen immer sehr knapp aus. Nicht daß sie böse wäre, das nicht, aber sie kam uns jedesmal verändert vor. So nachdenklich und in sich gekehrt, aber nie unglücklich. Manchmal hat sie sogar gelächelt, trotz der Falten auf ihrer Stirn, die immer dann entstehen, wenn sie sich mit einem Problem beschäftigt.«
»Wie hießen die Probleme?«
»Ich kann es nicht genau sagen. Wir hatten nur immer das Gefühl, als würde sie mehr wissen als wir.«
»Über die Zwerge?«

»Zum Beispiel.«
»Hat sie versucht, das Rätsel zu lösen?«
»Ich kann es nicht sagen. Ich kann mir aber vorstellen, daß sie mehr wissen wollte. Wenn ich ihre nächtlichen Ausflüge addiere, dann muß es einfach der Fall gewesen sein. Außerdem überkam mich der Eindruck, daß Trudi zu ihrem und unserem normalen Leben hier eine immer größere Distanz bekam. Ich will damit nicht gerade sagen, daß sie in einer anderen Welt lebte, aber so ähnlich war es schon. Sie war eine wissende Person geworden. Heute bin ich davon überzeugt, daß sie dieses Rätsel lösen kann, ganz bestimmt sogar.«
»Sie meinen damit die Existenz der Zwerge.«
»Ja, Herr Sinclair.«
Ich atmete tief ein. »Gut, ich habe Sie verstanden, halte aber dagegen, daß es nicht allein das Problem Ihrer Tochter ist. Ich bin der Ansicht, daß auch andere Menschen unter dem Einfluß der Zwerge leiden. Auch Sie, Ihre Frau und die übrigen Bewohner. Sie wissen alle Bescheid. Allein wie man mir entgegentrat, läßt doch eigentlich tief blicken.«
»Da haben Sie recht.«
»Sie wissen also etwas über die Zwerge, über ihren Terror, auch über die Toten.«
»Nein, wir wissen nichts, wir können nur raten.«
»Sprachen Sie nicht von einem alten Fluch, der über allem wie ein Damokles-Schwert liegt?«
Die Frage gefiel ihm nicht. Er ließ sich Zeit mit der Antwort, stöhnte zunächst auf und fing an, kleine Kreise zu gehen. »Ja, das kann sein. Es gibt ihn.«
»Sie alle leiden darunter?«
Er nickte.
»Sie können nichts tun?«
»Nein.«
»Und als gemordet wurde?«
»Verdammt noch mal, da griffen wir auch nicht ein. Uns war klar, wer die stärkere Seite war.«
»Das kann ich mir denken.«
»Wir haben keinen der Toten beerdigt«, flüsterte er. Seine Stimme klang vorwurfsvoll. »Es war auch nicht möglich, andere kümmerten sich um die Toten.«
»Die Zwerge also?«
»Ja, das stimmt. Für sie waren die Toten wichtig. Sie holten sie einfach weg.«
»Wohin?«
Er kam auf mich zu. »Herr Sinclair, das weiß ich nicht. Ich bin nie dort gewesen…«

»Wo gewesen?«

Karl Lechner wand sich wie ein Aal. Selbst bei diesen schlechten Lichtverhältnissen sah ich, wie sich sein Gesicht verzog, als hätte er Zitronensaft getrunken. »Es gibt da ein Gerücht, aber es ist wirklich nur ein Gerücht…«

»Gerüchte interessieren mich sehr.«

»Gut, dann werde ich es Ihnen sagen. Irgendwo soll es einen Garten geben, einen Zwergengarten. Manche sagen auch Friedhof dazu, ich weiß es nicht.«

»Hier im Tal?«

»Er gehörte noch dazu.«

Ich mußte lachen und entschuldigte mich auch dafür. »Da komme ich nicht mit. Sie wohnen doch hier, und ein derartiger Garten müßte doch leicht zu finden sein.«

»Nein, das ist er nicht. Er liegt einfach zu versteckt. Hinter einer Grenze, was immer das auch sein mag. Wie gesagt, ich kenne es nicht, aber ich werde den Eindruck nicht los, daß meine Tochter darüber Bescheid weiß.«

»Dann rechnen Sie damit, daß sie die Grenze gefunden hat?«

»Ja, richtig.«

»Haben Sie Trudi danach gefragt?«

»Niemals.«

»Warum nicht?«

»Es sind doch alles nur Gerüchte. Wir wollten uns dabei nicht lächerlich machen.«

Ich räusperte mich. »Ja, da könnten Sie recht haben. Es klingt lächerlich, Herr Lechner, aber ich glaube daran, daß dem nicht so ist. Ich kann mir vorstellen, daß es diesen Garten gibt.«

»Aber wo?«

»Wir werden ihn finden.«

Selbst im Dunkeln starrte mich der Bürgermeister an. »Das kann doch nicht wahr sein. Sie wollen ihn finden? Sie wollen das versuchen, was uns hier, den Einheimischen nicht gelungen ist?«

»Ja.«

»Das ist unmöglich.«

Ich winkte ab. »Sagen Sie das nicht. Wir sind ja nicht allein. Ich rechne damit, daß es Helfer gibt.«

Lechner schabte mit dem Fuß über den Boden. Es hörte sich an wie ein Startsignal, um mir die Meinung sagen zu können. »Ich weiß nicht, auf welch einem Pflaster Sie sich bewegen, Herr Sinclair. Für mich ist es verdammt glatt, und ich bin nicht der Meinung, daß Sie mehr wissen als wir. Sie sind seit wenigen Tagen erst hier. Sie kennen dieses Tal nicht, und Sie wollen tatsächlich Verstecke oder Orte finden, bei deren Suche wir uns die Zähne ausgebissen haben?«

»Daran denke ich tatsächlich.«
»Das müssen Sie mir erklären.«
»Sehr gern, Herr. Lechner. Es ist simpel, und mein Plan beruht dabei auf folgender Tatsache.« Ich zeigte auf die Leiche. »Sie ist der Schlüssel, nur sie.«
Karl Lechner schlug gegen seine Stirn. »Sie reden in Rätseln, ich verstehe Sie nicht.«
»Das ist sehr einfach. Wenn alles so läuft, wie ich es mir vorgestellt habe, und nichts spricht dagegen, dann wird uns der Zwerg zum Ziel führen, denn Sie haben von den verschwundenen Leichen gesprochen, Herr Lechner, und Sie haben mich auf die Idee gebracht.«
»Das versteh ich noch nicht.«
»Die anderen Zwerge werden hier erscheinen und sich um ihren Artgenossen kümmern.«
Der Bürgermeister starrte mich mit offenem Mund an. Dabei schluckte er Speichel, das war schon ein kleines Kunststück. Dann drang ein seltsamer Laut aus seinem Mund. Er schüttelte den Kopf und hob die Schultern. »Wie Sie wollen, Herr Sinclair. Sie bleiben dann hier versteckt und warten auf die Zwerge.«
»Ja, damit ich Ihnen folgen kann, wenn der neue Zwerg abgeholt wird. Ich werde ihnen zudem auf den Fersen bleiben und bin davon überzeugt, daß sie mich zum Ziel führen.«
»Und wo soll das sein?«
»Ich rechne damit, daß es zumindest der Garten ist. Und dort werde ich auch Ihre Tochter finden. Davon bin ich überzeugt. Da gibt es einfach keine andere…«
»Aber ohne mich.«
»Wieso?«
»Ich werde nicht bei Ihnen bleiben«, sagte er schnell. »Nein, auf dieses Risiko lasse ich mich nicht ein. Glauben Sie, daß ich auch so aussehen möchte wie der alte Savini? Die machen mich doch fertig. Und den Einsiedler haben sie grausam getötet, das weiß ich von Ihnen.«
»Das kann ich nicht leugnen.«
»Dann wissen wir also gemeinsam, woran wir sind. Es tut mir leid, Herr Sinclair, aber ich möchte bitte nicht.«
»Es ist Ihre Entscheidung, Bürgermeister.«
Er winkte ab. »Ach, hören Sie doch auf. Ich bin kein richtiger Bürgermeister, ich erledige hier nur einige Dinge. Das meiste mache ich sowieso umsonst.«
»Und an Ihre Tochter denken Sie nicht?«
»Doch, schon, aber…«, er fing an zu fluchen. Meine letzte Frage hatte bei ihm einen Gewissenskonflikt ausgelöst. Er konnte sich nicht entscheiden, kam sich vor wie ein Mensch, der zwischen zwei Welten

pendelte und nicht wußte, ob er in die rechte oder in die linke hineintauchen sollte.

Schließlich nickte er.

»Was soll das bedeuten?«

»Ich bleibe bei Ihnen, Herr Sinclair. Ja, verdammt, ich will es jetzt sehen. Halten Sie mich nur nicht für mutig. So komisch es klingt, ich vertraue Ihnen. Ich hoffe, daß Sie mich vor irgendwelchen Gefahren schützen werden.«

»Ich werde mich bemühen, aber jetzt sollten wir praktisch denken und einiges vergessen.«

»Was meinen Sie denn damit?«

»Wir beide werden uns ein Versteck suchen und von dort beobachten, was geschieht.«

Ich sah das Weiße in seinen Augen leuchten, so überrascht blickte er mich an. »Wo sollen wir uns denn hier verstecken? Wissen Sie, was Sie da gesagt haben?«

»In der Tat.« Ich zeigte auf den Umriß des Feuerwehrwagens. »Ist sein Fahrerhaus abgeschlossen?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Dann werden wir es uns dort gemütlich machen.«

Für die Dauer einiger Sekunden schwieg er. Dann hörte ich ihn zischend atmen. »Verdammt, Mr. Sinclair, verdammt, das ist wirklich ein Hammer. Allmählich glaube ich Ihnen. Sie scheinen tatsächlich ein gewiefter Fuchs zu sein.«

»Ich habe nur nachgedacht.«

»Sollen wir sofort…?«

»Ja, es ist besser.«

Der Feuerwehrwagen war zwar alt, aber frisch gestrichen worden. Ich roch die Farbe, als ich die rechte Tür des Fahrerhauses aufzog. Der Bürgermeister stieg auf der linken Seite ein.

Ebenso vorsichtig wie ich drückte er die Tür zu. Dann schaute er mich an. »Meine Güte, ich darf gar nicht darüber nachdenken, auf was ich mich eingelassen habe.«

»Noch können Sie aussteigen.«

»Nein, das will ich auch nicht.«

»Gut.« Ich saß günstig, so daß ich die Eingangstür im Auge behalten konnte.

Mein Blick auf die Uhr zeigte mir, daß es noch vier Stunden bis zum Tagesanbruch waren.

Wann würden Sie kommen? Wie lange mußten wir warten? Daß sie kamen, davon war ich hundertprozentig überzeugt…

***

Es dauerte nicht einmal lange. Kaum zwanzig Minuten waren

vergangen, als sich etwas tat.

Neben mir war der Bürgermeister in seinem Sitz zusammengesunken. Er hatte sich so klein wie möglich gemacht. Schaute jemand von außen her in das Führerhaus, hätte ich ihn nicht sehen können. Auch ich wollte nicht gesehen werden und machte mich deshalb klein.

An die Eigenheiten des Mannes hatte ich mich mittlerweile gewöhnt. Sie bestanden sowieso zumeist aus Flüchen, die er nur mühsam unterdrücken konnte.

Es fing völlig normal an. Es wurde kein Fenster eingeschlagen und auch kein Leck in das Dach gerissen. Die Eingangstür bewegte sich, und diesmal war es der linke Flügel.

Ich sah die Gestalt nicht, die ihn nach außen zog, stieß Lechner aber an, so daß er zusammenschreckte und den Kopf hob.

»Was ist denn?«

»Es geht los!«

»Kommen die… kommen die Zwerge?«

»So scheint es.«

»Wo?«

»An der Tür.«

Lechner schaute hin, sagte nichts, war unheimlich gespannt und hielt den Atem an.

Auch ich rührte mich nicht vom Fleck. Die Luft im Fahrerhaus war stickig und verbraucht. Sie legte sich schwer auf meine Lungen, da half es auch nichts, daß ich an meiner Seite die Scheibe zur Hälfte heruntergekurbelt hatte.

Die Tür ließ ich nicht aus den Augen.

Sie war mittlerweile so weit geöffnet worden, daß ein schulterbreiter Spalt entstanden war, durch den auch ein normal gewachsener Mensch paßte.

Aber wer sich da durchschob, war nicht normal groß. Man konnte ihn als winzig bezeichnen, als sehr klein, eben als Zwerg.

Wie ein Schattenriß malte er sich auf der Schwelle ab. Hätte er eine Zipfelmütze getragen, wäre das Bild perfekt gewesen. Doch er kam ohne diese Bedeckung, und sein Kopf sah so aus wie eine oben abgeflachte Kugel.

Er wartete.

Sein großer Schädel bewegte sich. Er war vorsichtig, er sondierte die Lage, er schaute nach rechts und nach links, er suchte nach Feinden, und ich hatte mich so tief gebückt wie nur eben möglich.

Soeben noch konnte ich über den Rand hinwegschauen. Mich von der Tür her zu entdecken, war so gut wie unmöglich.

Der Zwerg wartete noch immer. Himmel, war diese kleine Gestalt mißtrauisch.

Neben mir hatte sich Lechner aufgerichtet, aber auch er war sehr

vorsichtig. Ich hörte ihn atmen. Er stand unter Druck, war erregt, wollte etwas sagen, doch schon nach dem ersten geflüsterten Wort hörte er mein Zischen und war still.

Wieder verstrich Zeit, ohne das sich der Zwerg rührte. Bis er seinen rechten Arm hob und nach hinten winkte.

»Das ist wohl ein Zeichen«, wisperte der Bürgermeister.

Durch mein Nicken stimmte ich ihm zu.

An der Tür entstand Bewegung. Diesmal nicht nur von einem Zwerg ausgelöst, denn er hatte die Tür weit aufgezogen, um für seine Artgenossen entsprechend Raum zu schaffen.

Und sie kamen.

Zuerst waren es nur zwei, dann drei Zwerge, schließlich zählten wir noch einen vierten.

Die Lage war ernst, ich mußte trotzdem lächeln, weil ich in diesem Augenblick an das Märchen von Schneewittchen und den sieben Zwergen dachte. Hier aber fehlten noch drei, dann wäre alles perfekt gewesen. Obwohl sie nicht wissen konnten, daß wir auf sie lauerten, bewegten sie sich vorsichtig hintereinander durch das große Haus auf einen bestimmten Platz zu. Es traf alles so ein, wie ich es mir vorgestellt und auch erhofft hatte.

Sie wollten die Leiche!

Deshalb entfernten sie sich auch aus unserer Nähe. Sie gingen in die gegenüberliegende Richtung, wo der Tote auf dem schmalen Holztisch lag.

»Das ist ein Ding, Sinclair, das ist…«

»Pssst…«

Lechner schwieg erschreckt.

Ich hätte gern mit einer Lampe die Szene beleuchtet, denn es war schwer zu erkennen, was sie da taten. Doch den Erfolg bekamen wir mit. Sie waren zu viert gekommen, um den kleinen, aber schweren Körper von der Tischplatte zu ziehen und ihn dann wegzutragen.

Zwei Zwerge hielten seine Beine fest, die beiden anderen kümmerten sich um die Arme. Sie hatten ihre Hände in die Achseln geschoben. So konnten sie ihn am besten tragen.

Dann drehten sie sich.

Die Richtung stand fest.

Es ging wieder zurück.

Mir kam es vor, als hätten sie extra dafür geübt, denn sie bewegten sich im Gleichschritt. Da gab es kein Stolpern und auch keinen anderen Rhythmus, sie kamen wirklich wunderbar voran. Was sie anpackten, taten sie nicht zum erstenmal. Da steckte schon eine gewisse Routine dahinter, und sehr bald hatten sie den Ausgang wieder erreicht.

Die Tür war nicht mehr zugefallen. Sie stand so weit offen, daß die

Zwerge mit ihrer Beute hindurchgehen konnten und sehr bald verschwunden waren.

Ich richtete mich wieder auf.

Auch der Bürgermeister hatte sich hingesetzt. Die Erinnerung an das Geschehene hatte er noch nicht so richtig verkraftet. »Verdammt, Sinclair, das kann doch nicht wahr sein! Kneifen Sie mich mal. Sagen Sie mir, daß ich geträumt habe.«

Ich öffnete bereits die Wagentür. »Haben Sie nicht, Herr Lechner, bestimmt nicht.«

Er stieg ebenfalls aus. Es paßte mir nicht, daß er dabei laute Geräusche produzierte. Mit hastigen Schritten umrundete er die Kühlerhaube.

»Jetzt haben wir ja alles gesehen, Herr Sinclair. Was sollen wir noch tun?«

»Wir bleiben dran.«

»Sie wollen hinterher?«

»So war es besprochen.« Ich bewegte mich schon auf die Tür zu, blieb aber davor stehen und schaute sicherheitshalber zuerst einmal hinaus. Ich wußte nicht, wie weit die kleine Truppe schon verschwunden war. Möglicherweise behielten sie die Tür noch im Auge.

Sie waren nicht mehr zu sehen. Die Dunkelheit und der Erdboden schienen sie verschluckt zu haben.

»Ist die Luft rein?« fragte Lechner, der dicht hinter mir stehengeblieben war.

»Ich denke schon.«

Nach dieser Antwort schlüpfte ich durch die Tür und hinein in die Kälte der Nacht.

Auch jetzt zeichnete sich keine einzige Wolke am Himmel ab. Er lag über uns wie ein straff gespanntes Tuch, auf dem sich das funkelnde Sternenheer verteilte.

Die Luft war klar. Wegen der Leuchtkraft der Himmelsgestirne war es auch relativ hell, so daß wir einigermaßen gut sehen konnten.

Die Zwerge waren mit ihrer Last ziemlich schnell gegangen. Sie sahen aus wie ein großer Wurm, der sich auf ein bestimmtes Ziel zubewegte. Da Lechner neben mir stand, wandte ich mich an ihn.

»Sie wissen bestimmt nicht, wo sie hingehen, aber die Richtung ist schon klar - oder?«

»Ja. Es sieht so aus, als wollten sie dorthin, wo die Welt zu Ende ist.«

»Können Sie das deutlicher erklären.«

»Am Ende des Tals geht es nicht weiter. Da stehen die Berge quer. Da ist es vorbei.«

»Also eine Sackgasse?«

Er rieb seine kalten Hände gegeneinander. »So kann man es auch

nennen.«

»Gut, das ist hervorragend.« Ohne mich um eine Antwort zu kümmern, nahm ich die Verfolgung auf.

Mich hatte das Jagdfieber gepackt, und ich war davon überzeugt, noch in dieser Nacht die Lösung zu finden…

***

Das Dorf lag hinter Trudi. Jetzt hielt sie die bedrückende Einsamkeit der abendlichen Bergwelt gefangen. All die erstarrten Schatten, die mächtigen Klötze, die unheimlich wirkenden Dreitausender, auf deren Spitzen das dicke Eis der Gletscher im schwachen Licht der Gestirne silberfarben schimmerte.

Darüber lag der hellere Himmel, als wollte er diese gigantische Kulisse beschützen.

Tief atmete die junge Frau durch.

Sie fühlte sich wohl. Es war jetzt noch etwas Besonderes, wenn sie diesen Weg ging, denn sie wußte genau, wohin er sie führte, und sie würde ihr Ziel sehr bald erreicht haben.

Ihr normales Leben hatte sie zurückgelassen. Sie wußte auch, daß sie es später abstreifen würde wie eine zweite Haut. Dann würde sie in die neue Gestalt schlüpfen, dann war sie eine andere Person, ein menschliches Wesen, dem sich eine andere, geheimnisvolle Welt öffnete und sie mit offenen Armen empfing.

Sie freute sich, sie steckte voll innerem Feuer, sie war einfach anders geworden, und sie schwebte über den Dingen wie ein Engel.

Niemand sah sie, niemand würde sie verfolgen, und niemand würde sich überhaupt hierher trauen, denn dieser geheimnisvolle Garten bildete das Tor zu einem anderen Reich.

Und das im wahrsten Sinne des Wortes.

Sie blieb vor einem großen Stein stehen, der nicht künstlich aussah, obwohl ihn fleißige Hände bearbeitet hatten. Er wirkte so, als wäre er von einem Berg hinab in die Tiefe gerollt, um an einer bestimmten Stelle liegenzubleiben. Daß der Stein mit seiner Rückseite an einer Felswand abschloß, glich schon einem Zufall.

Trudi stand vor dem Felsklotz und schaute nicht zurück. Sie hatte es nie getan, sie würde es auch jetzt nicht tun, wo doch eine entscheidende Zeit bevorstand.

Was waren die Eltern, die Freunde und Bekannten schon gegen das, was vor ihr lag?

Die Kälte drückte von oben her, aber Trudi spürte sie nicht. Ihr war innerlich warm genug, und als sie mit der flachen Hand den Stein an einer bestimmten Stelle berührte, da kam es ihr ebenfalls vor, als würde dieser Signale aussenden.

Sie hätte ihn auch mit den Fingerspitzen bewegen können, so leicht

war er zu bewegen.

Ein leises Kratzen entstand. Trudi kam es vor wie eine herrliche Musik, die klingend ihre Ohren erreichte und ihr gleichzeitig sagte, daß der Weg frei war.

Die düstere Öffnung glich einem Sog, der die dunkelhaarige Frau packte und in die Finsternis einer anderen Zeitepoche entführte. Sie betrat einen Gang, sie fühlte sich plötzlich wieder sehr wohl und hörte hin, als sich hinter ihr der Stein bewegte und wieder seine ursprüngliche Stellung einnahm.

Nichts erinnerte mehr daran, daß er Sekunden zuvor noch bewegt worden war.

Trudi ging durch die Finsternis. Und sie war absolut. Es gab nicht einen winzigen Lichtflecken, der diese dichte Masse durchbrochen hätte. Sie glich einem Schwamm mit offenen Poren, die sich aber schlossen, als sie das fremde Wesen spürten. Trudi wurde von dieser Dunkelheit umfangen wie von einem Kleidungsstück. Sie hörte die zarten Stimmen, das ferne Singen, in das sich ein seltsam heller Glockenklang mischte.

In diesem Tunnel vermischten sich zwei Welten. Die reale schob sich hinein in die Traumwelt, die aber gleichzeitig wieder für den Kommenden eine Realität darstellte.

Trudi akzeptierte sie.

Sie mußte es einfach tun, denn nur so schaffte sie es, auch zu ihrem Ziel zu gelangen. Nur nicht wehren, sich selbst gedanklich nicht dagegen stemmen, dann würde alles zerstört werden.

Trudi konnte nicht sagen, wie lang dieser Tunnel war und wo er eigentlich hinführte. Es war auch nicht weiter schlimm, ans Ziel gelangte sie immer, und sie selbst drängte ihre eigene Existenz immer weiter zurück und überließ sich anderen Kräften.

Sie fühlte sich sehr wohl. Vor allen Dingen gab es da die Beschützer, die sie vor den Tücken des Lebens bewahrten. Diesen Eindruck hatte sie nur, wenn sie sich entschloß, diesen Weg zu gehen und einzutauchen in die fremde Welt.

Zwar berührten ihre Füße den Boden, dennoch kam sie sich vor, als würde sie darüber hinwegschweben.

Es war einfach alles anders, so unglaublich und nicht erklärbar.

Wundersam und wunderbar…

Die Dunkelheit umgab sie auch weiterhin. Trudi ging und merkte nicht, ob sie nun von der Stelle kam oder nicht. Ihr Gefühl für Raum und Zeit war verschwunden. Sie fühlte sich wie eine Feder.

Der Vergleich mit einer auf Wanderschaft gegangenen Seele kam ihr ebenfalls in den Sinn. So leicht konnte sich nur das zweite Ich eines Menschen fühlen, wenn es sich vom eigenen Körper gelöst hatte. Die Gesetze der Physik galten nicht mehr für sie. Eine andere Macht hatte

sie aufgehoben, eine Macht die viel stärker war und ebenfalls schon seit Ewigkeiten bestand hatte.

Sie glitt weiter. Dabei blieb sie im Dunkeln, aber gedanklich öffneten sich ihr gewaltige Welten, in die sie bald hineintauchen würde, um ein Teil davon zu werden.

Die Nacht weicht dem Tag, die Dunkelheit zieht sich vor dem Licht zurück.

So geschah es auch hier.

Nicht mehr die wattige Finsternis umgab sie, sondern ein ungewöhnliches, bleiches, grünliches und silbriges Licht, das von einem Füllhorn ausgegossen wurde, um sich auf der Erde zu verteilen. Das Licht drängte die Kälte zurück, eine angenehme Wärme streichelte Trudis Haut. Trudi wußte, daß sie das Ziel erreicht hatte.

Erst jetzt öffnete sie die Augen.

Es war für sie ein Erwachen nach einem langen Schlaf. Wäre sie gefragt worden, was in den letzten Minuten geschehen war, sie hätte wohl kaum eine Antwort geben können.

Alles lag weit, sehr weit zurück. Das war Vergangenheit, vor ihr breitete sich die Gegenwart aus.

Sie befand sich nicht mehr in der Höhle, sondern inmitten einer geheimnisvollen Landschaft, die in einem ehrfürchtigen Schweigen erstarrt war und von einem ebenfalls grünlich schimmernden Auge des Mondes so fahl beleuchtet wurde.

Ein Wunder tat sich auf.

Weicher Rasen, wunderbar zu laufen, wie auf einem Teppich aus zartem Samt.

Die Augen der jungen Frau spiegelten den grünlichen Glanz des Mondes wider. Auch Trudi strahlte von innen, sie fühlte sich so anders, so leicht und gleichzeitig wunderschön.

In der Ferne sah sie die bewaldeten Kuppen der Berge. Wie breite Zacken stachen sie in die Höhe, als hätte jemand große Glasscherben aufrecht hingestellt.

Es war eine andere Welt, ein Gebiet, das von seltsamen Wesen bewohnt wurde.

Sie alle hatten die Frau gesehen, und sie alle verließen ihre Verstecke.

Frauen und Männer, kleine Menschen mit breiten Gesichtern und großen Köpfen. Mit alten Gesichter, obwohl sie so alt noch nicht sein konnte. Mit muskelbepackten Körpern, die dann wegen dieser Muskeln so unförmig aussahen.

Eine Frau trat von der Seite her auf Trudi zu. Ihr langes Haar glänzte wie Blei, in deren Strähnen rote Streifen schimmerten.

Trudi blieb stehen.

Die andere Person, die ein sackähnliches Gewand trug, nahm ihre

Hand und küßte sie.

Die anderen Personen waren stehengeblieben. Sie behielten die respektvolle Entfernung auch bei, als wollten sie die heilige Handlung auf keinen Fall stören.

Trudi nahm den Handkuß entgegen. Sie spürte das Kribbeln in ihrem Körper, sie bewegte die Lippen und rang sich ein Lächeln ab. Dann strich sie der anderen Frau über das Haar, die daraufhin Trudis Hand losließ. So konnte sie weitergehen.

Es war die normale und trotzdem andere Welt. Da säuselte der Wind über die Bergflanken hinweg.

Er spielte mit den Bäumen, ließ seine dünnen Zweige zittern und brachte sie dabei zum Glänzen, weil sich das silbriggrüne Mondlicht wie eine zweite Haut über die Natur gelegt hatte.

Ein Vogel bewegte sich mit matten Flügelschlägen durch die Luft. Er war sehr groß und paßte von den Proportionen her nicht zu den Bewohnern des Tals.

Wie ein riesiger Schatten durchschwebte er die Luft, nutzte die Gunst der Aufwinde und ließ sich davontragen, als wollte er alle Grenzen und Entfernungen überbrücken.

Diese Welt war anders, sie war einfach wunderbar, sie war ein geheimnisvolles Märchen.

Trudi aber schritt weiter. Nichts durfte sie mehr aufhalten, denn sie mußte ein bestimmtes Ziel erreichen.

Auch auf ihrem Gesicht hatte das Mondlicht seinen Schimmer hinterlassen. Es wirkte sehr künstlich, als wäre es aus Stein gehauen, der im Laufe der Zeit eine gewisse Patina bekommen hatte.

Sie behielt ihr Tempo bei.

Sehr sorgfältig setzte sie ihre Schritte, als hätte sie Furcht davor, etwas zu zerstören.

Der Boden war dunkel, doch nur bis zu einer gewissen Stelle. In einer genau eingeteilten Abgrenzung zeigte er ein bestimmtes Symbol, das sich von der grünlichen Dunkelheit des Erdbodens gut sichtbar abhob.

Es war ein Kreis!

Sehr glatt, nicht zittrig gemalt und im Innern mit zwei ineinandergeschobenen Dreiecken gefüllt.

Dieses Zeichen leuchtete, schien mit einem gewissen Licht gefüllt zu sein.

Es drang tief aus der Erde, es mußte ein Gruß unheimlicher Welten sein.

Der Kreis schimmerte, er lockte, und Trudi sah in ihm ihr eigentliches Ziel.

Davor blieb sie stehen.

Trudi war zu einer seltsamen Gestalt geworden, die sich um ihre Umgebung nicht mehr kümmerte.

Sie stand da und schaute auf das Zeichen. Sie konzentrierte sich und hatte keine Augen mehr für die kleinen Menschen, die aus ihren Verstecken hervorkrochen. Die Zwerge bewegten sich sehr leise und langsam. Sie machten den Eindruck von Schattengestalten, die nicht stören wollten.

Es dauerte ziemlich lange, bis sich Trudi bewegte. Dann hatten eben diese Bewegungen etwas Fließendes an sich. Sie harmonierten wundervoll, sie gingen ineinander über, und sie sahen aus, als wollten sie einer bestimmten Person bestimmte Zeichen geben.

Es war alles ein Fluß, eine Harmonie, und nichts anderes sollte es auch sein.

Die Kräfte zweier verschiedener Welten griffen ineinander, um sich zu einer einzigen zu vereinigen.

Trudi gehörte dazu.

Sie zog sich aus.

Es war nichts Obszönes daran zu erkennen. Auch als sie sich ihrer Kleidung entledigte, sah es so aus, als gehörte es einfach dazu, um diese Welt ganz erforschen zu können.

Raschelnd sanken die einzelnen Stücke neben ihr zusammen. Die Jacke, der Pullover, die Hose. Nur mit einem Slip bekleidet stand sie vor dem Kreis.

Und auch das letzte Stück Stoff fiel.

Nackt stand sie da, umgeben von zweierlei Licht.

Aus dem Himmel floß es silbriggrün auf sie herab. Aus der Erde aber drang es fahl und bleich. Es aktivierte den Kreis mit seinen geheimnisvollen Zeichen, es sorgte dafür, daß der Glanz auch von dieser Seite her auf Trudi überging.

Sie war ein Mensch, aber sie wirkte wie ein Engel, der seine himmlischen Sphären verlassen hatte.

Mit einer ehrfurchtsvoll anmutenden Bewegung hob Trudi die Arme an. Sie streckte sie dem Mond entgegen, als wollte sie durch ihn eine Botschaft empfangen. Minutenlang blieb sie so stehen, bis die Zeit endlich reif war.

Sie betrat den Kreis nicht.

Statt dessen sackte sie auf der Stelle zusammen und blieb im Schneidersitz hocken.

Es war eine Haltung, die sie einnehmen mußte. Sie glich einem Menschen, der meditierte, der seinen Geist auf die Reise schickte, seine Seele befreite, um mit der Natur eins zu werden.

Sie breitete die Arme aus und hob sie so weit an, bis die Fingerspitzen die gleiche Höhe erreicht hatten wie das Ende ihres Kopfes.

Und sie blieb sitzen.

Trudi bewegte ihre Augen, den Kopf legte sie ein wenig zurück,

damit sie in die Höhe schauen konnte, um den Mond anzusehen, der sie wie ein Auge anblickte.

Und dann verfiel sie in den Zustand, der kaum zu beschreiben war. Sie balancierte auf der Grenze zwischen Traum und Realität, beobachtet von den zahlreichen Zwergen und ungewöhnlichen Lebewesen, die diese Welt bevölkerten und ebenso wie Trudi auf das große Ereignis warteten.

Bald, noch in dieser Nacht, würden sie wieder eine neue Königin haben.

Und die sollte Trudi Lechner heißen…

***

Niemand ist perfekt, jeder Mensch irrt sich in seinem Leben unzählige Male, und mir erging es nicht anders. Ich hatte mir meine Begleitung nicht gerade gewünscht und das Bleiben des Bürgermeisters mit gemischten Gefühlen registriert, nun aber war ich froh, diesen Einheimischen an meiner Seite zu haben.

Karl Lechner kannte sich aus. Mein Glück.

Das Glitzern der Sterne verlor sich, der Mond schien nicht mehr so hell, aber Lechner war ein ausgezeichneter Führer. Er hätte sich auch mit geschlossenen Augen bewegen können.

Wir sahen die Zwerge nicht, wir hörten sie. Zwar sprachen sie nicht miteinander, aber lautlos konnten auch sie sich nicht bewegen.

Manchmal knackte ein Zweig, dann wieder raschelte Laub, hin und wieder schlugen sie gegen einen Stein, so daß ein helles Klingen oder ein Klirren entstand, als hätte jemand mit einem kleinen Hammer gegen den Fels geschlagen.

Der Weg führte mal bergauf, dann wieder bergab, er blieb aber in der Regeleben.

Natürlich mußten wir Hindernisse übersteigen, die der vor mir gehende Bürgermeister immer zuerst sah. Durch Zeichen machte er mich auf sie aufmerksam.

Es war nicht still.

Uns umgaben die Geräusche der Natur, zum Beispiel das Plätschern eines Baches.

Wir erreichten die kleine Senke, und blieben an deren Rand stehen. Unseren Augen bot sich ein märchenhaftes Bild. Im einfallenden Mondlicht sahen wir die vier Zwerge, die den fünften trugen und dabei über den Kies und die kleine Senke schritten. Fast mittig wurde sie von einem glitzernden Band durchschnitten, das sich hektisch bewegte und aussah wie ein Strom aus giftigem Quecksilber.

Es war der aus den Bergen stammende Bach, der dann irgendwo versickerte. Die Zwerge mußten ihn durchqueren. Es machte ihnen nichts aus, daß sie nasse Füße bekamen.

Ich stieß meine Nebenmann an. Der zuckte zusammen, als wäre er aus einem Traum erwacht.

»Haben Sie jetzt eine Ahnung, wo die Zwerge hingehen könnten?«

»Nein, habe ich nicht.« Seine Stimme hatte leise geklungen, sie kratzte auch. Ich merkte schon, daß er sich ziemlich unwohl fühlte, und ich hatte den Eindruck, daß er mir nicht die ganze Wahrheit gesagt hatte. Darauf sprach ich ihn auch an.

Lechner drehte sich wie ein Wurm an der Angel. »Mein Gott, Sinclair, warum quälen sie mich?«

Ich antwortete mit einer Gegenfrage. »Wenn Sie nicht aufrichtig gewesen sind, weshalb haben Sie mich dann begleitet? Ich jedenfalls bekomme den Eindruck, daß sie mir nicht die ganze Wahrheit gesagt haben. Oder irre ich mich?«

»Nein.«

»Was also fehlt?«

Er schluckte. »Es ist wieder ein Gerücht…«

»Sie wissen doch, daß mich Gerüchte interessieren. Bitte, Herr Lechner, reden Sie.«

»Es heißt, daß die Zwerge sich an einem bestimmten Platz aufhalten, in einem bestimmten Reich, und zwar dort, wo die Welt zu Ende ist, wie wir sagen.«

»Und das ist hier?«

Er hob den rechten Arm und ließ ihn sofort wieder sinken. Die Zwerge hatten mittlerweile den Fluß durchquert.

»Ja, genau dort hinten, aber noch weiter…«

»Was ist da?«

Er holte tief Luft. »Die Legende spricht von einem Garten. Von Laurins Zwergengarten.«

Ich war von den Socken, ich war überrascht, ich bekam auch einen Schauer, aber ich war nicht geschockt. Mir rasten einige Gedanken durch den Kopf, trotzdem fragte ich noch einmal nach. »Habe ich den Namen Laurin verstanden?«

»Ja, das stimmt.«

Ich legte den Kopf zurück, lachte leise und hielt dagegen. »Soweit ich informiert bin, war sein Reich nicht hier. Es lag in einem Gebiet, das heute zu Italien gehört und Südtirol heißt. In der Gegend um Meran, nehme ich an.«

»Sie haben recht.«

»Und was hat das hier mit Laurin zu tun?«

»Der Legende nach hat er die Zwerge verbannt. Sie waren abtrünnig geworden. Er hat sie mit seinem Fluch belegt und sie erstarren lassen. Er hat sie aus seinem Reich herauskatapultiert und sie in unsere Gegend gesetzt. Es ist eben der geheimnisvolle Zwergen- oder Steingarten, von dem unsere Legenden erzählen.«

Ich begriff und fragte dann: »Kann man ihn auch als einen Zwergenfriedhof bezeichnen?«

»Ja, das konnte man.«

»Aber jetzt nicht mehr - oder? Sie sind ja erwacht. Sie sind wiedergekommen, um…«

Lechner nickte. »So ist es. Das verstehe ich auch nicht. Ich weiß nicht, wie so etwas geschehen konnte. Da bin ich wirklich überfragt. Es… es tut mir leid.«

Ich ging weiter. Ich hörte nicht das Knirschen der Steine unter meinen Füßen, weil ich mit meinen Gedanken woanders war. Mir hatten sich völlig neue Perspektiven eröffnet, und schon ahnte ich, daß die Dimensionen des Falles für mich noch gar nicht überschaubar waren. Hier stand ich an der Grenze zu einer Legendenwelt, die sich als sehr gefährlich und tödlich entpuppen konnte.

Ich blieb stehen, als die Schritte meines Begleiters zu hastig wurden. »Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt, Herr Lechner? Was hat Sie davon abgehalten?«

»Ich… ich kann es nicht sagen. Vielleicht habe ich mich nicht getraut, ja, das wird es gewesen sein. Ich traute mich nicht, Ihnen das zu erzählen.«

»Aber es gehört dazu?«

»Hätten Sie mir denn geglaubt?«

»Bestimmt.«

Er schüttelte den Kopf und schaute zu Boden. »Wir alle haben Angst davor gehabt. Es ist einfach schlimm gewesen. Es war dieser Druck, den wir aushalten mußten, eben das Wissen, das sie immer wiederkommen würden, um sich einen aus unserer Mitte zu holen. Sie sind böse, Herr Sinclair, sie sind sehr böse.«

»Da will ich nicht widersprechen.«

»Wollen Sie noch weitergehen?«

Ich schaute bis an den anderen Rand der flachen Senke. »Und ob. Für mich wird es jetzt erst interessant.«

»Haben Sie denn keine Furcht, daß etwas schiefgehen könnte?«

»Kaum. Sie müssen bedenken, daß ich ähnliche Dinge gewohnt bin. Und jetzt kommen Sie, sonst verlieren wir uns noch aus den Augen. Genau das will ich vermeiden.«

Es gab keine Deckung in der Nähe. Ich huschte sehr schnell und geduckt weiter. Obwohl die Gegend normal war, kam sie mir doch anders vor. Es lag wahrscheinlich an dem silbrigflimmernden Mondlicht, daß sich dieser Zustand einstellte. Da wurden die Konturen verändert, da flossen sie zusammen, und die Gegend wirkte an einigen Stellen auf mich wie eine Filmkulisse.

Das fließende Wasser glänzte. Unzählige Gesichter schienen sich darin zu bewegen, geschoben, getrieben von den Wellen, um

schließlich zu fratzenhaften Gebilden zusammenzufließen. Alles bewegte sich neben unseren Füßen, als wir das Wasser durchschritten. Manchmal kam es mir vor wie ein Spiegel, der hin und wieder geheimnisvolle Orte in einer anderen Welt zeigte.

Wir achteten beide nicht auf die nassen Füße. Zudem war ich an einigen Stellen gesprungen und hatte die flachen Inseln erreicht, die aus dem Wasser schauten.

Naß und glatt war der Kies und die Steine unter unseren Füßen. Wir hielten an, ich schaute nach vorn, konnte die Zwerge aber nicht mehr sehen.

Sie waren uns entwischt!

»Wir sind nicht schnell genug gewesen«, sprach ich Karl Lechner an, der neben mir stehengeblieben war und seine kalten Hände rieb. »So klein sie auch sind, sie waren schneller.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich kenne ja das Ziel.«

»Der Garten…?«

»Ja, aber ich…«, er schluckte. »O Gott, das hätte ich mir nie träumen lassen.« Seine Reaktion änderte sich von einem Augenblick zum anderen. »Verdammt noch mal…«

»Was haben Sie?«

»Dieser Garten ist Legende«, keuchte er, »eine verdammte, eine verfluchte Legende. Man spricht darüber, aber die Furcht bleibt immer. Sie steckt in uns wie ein Messer, dessen Klinge sich tief in die Herzen gebohrt hat.«

»Sie waren noch nie da?«

Er senkte den Kopf. Der Mann schämte sich, es vor mir zugeben zu müssen. Dann flüsterte er: »Sie haben recht, Herr Sinclair. Ich war noch niemals dort.«

»Auch das noch«, stöhnte ich leise. »Aber Sie wissen hoffentlich, wo wir ihn finden können.«

»Möglich.«

»Genauer, bitte.«

Er hob die Schultern. »Es gibt natürlich eine Beschreibung. Er liegt in den Felsen.«

Ich schwieg. Dann schaute ich nach vorn, wo etwas Dunkles aufragte, Felsen.

Niemand sollte weitergehen, niemand…

Ich hakte noch einmal nach. »Gibt es ein Schlupfloch? Die Zwerge müssen den Weg doch auch nehmen.«

»Ja, es gibt schon einen.«

»Warum nicht gleich so?«

»Weil ich Angst habe, Mann. Verstehen Sie das nicht?« Fast hätte er geschrieen.

»Ganz ruhig«, flüsterte ich. »Kann es nicht sein, daß auch Trudi Angst

gehabt hat? Wollen Sie Ihre Tochter im Stich lassen? Wollen Sie ihr nicht helfen?«

Er schüttelte den Kopf, er nickte, er hob die Schultern und schlug die Hände vor sein Gesicht. Die Furcht saß tief, und es war auch verständlich. Obwohl ich nicht zu den Bewohnern dieses Tals gehörte, fiel es mir nicht mehr schwer, mich in ihre Lage hineinzuversetzen. Wer über die Jahre hinweg immer wieder die alten Geschichten gehört hatte, der mußte einfach so reagieren.

Ich gab ihm Zeit. Lechner putzte seine Nase. »Sind Sie okay?« fragte ich ihn.

»Soweit schon.«

»Wollen Sie auch weitergehen? Wenn nicht, bin ich Ihnen nicht böse. Ich werde den Weg auch allein finden.«

»Nein, Herr Sinclair, nein. Ich werde an Ihrer Seite bleiben. Sie haben vorhin von Trudi gesprochen, und ich schäme mich dafür, daß ich sie schon vergessen hatte. Ich will über ihr Schicksal Klarheit haben. Ich will wissen, ob es eine Verbindung zwischen meiner Tochter und diesem alten Zauber gibt. Ich glaube, daß sie die einzige Person in Glatsch gewesen ist, die Bescheid wußte.«

»Ja, das kann man annehmen.«

Nachdem die Fronten geklärt worden waren, setzten wir den Weg fort. Natürlich rechnete ich mit einem Hinterhalt. Ich hatte selbst mitbekommen, wie der alte Savini von einem Pfeil erwischt worden war. Einer dieser kleinen Monstren hatte ihn hinterrücks abgeschossen. Auch wir mußten mit Aufpassern und Wächtern rechnen, die unser Kommen entdeckten und andere warnten.

Ich wollte von dem Bürgermeister noch wissen, ob es so etwas wie einen Anführer unter den Zwergen gab.

Das stritt er ab. »Davon hat die Legende nichts gesagt, Herr Sinclair. Es heißt nur, daß sie die Verfluchten aus Laurins Zwergenheer sind. Diese Gruppe muß so böse gewesen sein, daß er sie nicht mehr bei sich haben wollte.«

»Ja, das kann ich mir denken.«

Ich hatte in meinem Leben viele legendäre Gestalten kennengelernt, aber noch nicht den Zwergenkönig Laurin. Und ich glaubte auch jetzt nicht daran, daß ich direkt mit ihm zu tun bekommen würde, obwohl man nichts ausschließen durfte.

Der Weg wurde beschwerlich. Eigentlich gab es ihn nicht. Es war eine dunkle Matte, die wir hochsteigen mußten und die uns tatsächlich in das Gebiet der Felswand hineinführte.

Im Dunkeln hatte sie steil, ja fast senkrecht ausgesehen. Das war zum Glück nicht der Fall. Wir konnten noch laufen, und es war wieder einmal der Bürgermeister, der mit sicherem Instinkt eines hier Aufgewachsenen den richtigen Weg fand.

Ich schaute einige Male zurück. Immer wieder glitt mein Blick durch die Senke, wo das Wasser des Bachs hell schimmerte, als es sich zitternd in mehreren Armen verteilte.

»Kommen Sie…«

Ìch schrak zusammen, als ich die veränderte Stimme meines Begleiters hörte. Sie war völlig dumpf geworden und gleichzeitig schallend, als hätte Lechner aus einer Höhle heraus gesprochen.

Das war es nicht, dafür eine kleine, sehr enge Schlucht, die mich eher an eine breite Brücke erinnerte. Ich duckte mich, schaute hin und sah den Bürgermeister dort stehen und mir zuwinken.

Ich ging zu ihm. Er ließ mich nicht ganz an sich herankommen und streckte einen Arm vor. Selbst sein Flüstern klang hier lauter. Ich hörte die Hektik aus seiner Stimme heraus. Für ihn war es etwas völlig Neues. »Ich… ich habe ihn gefunden, Herr Sinclair. Ich habe den Garten tatsächlich gefunden. Mein Gott, ich…«

»Wo?«

Er saugte die Luft ein wie eine Flüssigkeit. »Hier… hier hinter mir, ehrlich.«

»Gut.«

Jetzt trat er freiwillig zur Seite, so daß ich mich trotz der Enge an ihm vorbeischieben konnte.

Drei Schritte reichten aus, dann stand ich wieder im Freien. Allerdings hatte die Schlucht noch einen Knick nach links gemacht.

Ich stand da und staunte.

Ich sagte nichts, die Kehle wirkte wie zugeklebt, aber es gab keinen Zweifel.

Das war der geheimnisvolle Zwergengarten und gleichzeitig ein unheimlicher Friedhof.

***

Ich hielt den Atem an.

Es war schaurig, es war eine Kulisse, die sich aus der normalen Natur hervorschälte. Es war auf eine gewisse Art und Weise einmalig, eine zum Leben erwachte Legende, denn auf diesem Friedhof oder dem Garten bewegten sich die Zwerge mit ihrer Last.

Daß ich sie endlich wiedergefunden hatte, nahm ich nur am Rande wahr. Wichtiger war für mich diese Kulisse, die nicht auf einer Höhe gebaut worden, sondern in Abstufungen, so daß auf den breiten Treppen die einzelnen Zwerge ihre Plätze hatten finden können.

Es gibt Menschen, die sammeln Gartenzwerge und stellen sich ihr Grundstück damit voll.

So sah es hier nicht aus.

Diese Zwerge waren erstens größer und zweitens nicht bunt angemalt. Denn über dem Friedhof stand der Mond einem wachenden

Kreis gleich. Sein silbriger Schein bedeckte wie ein Schleier den Friedhof.

Ein Szenerie zwischen Tod und Leben…

Ich bekam eine Gänsehaut. Vielleicht auch deshalb, weil alles so anders und unwirklich wirkte.

Trotz allem war es die Realität.

Ich stand, daran gab es nicht den geringsten Zweifel, vor einer wahr gewordenen Legende.

Mein Gott…

Hinter mir klangen die Schritte des Bürgermeisters auf. War ich stumm geblieben, so daß ich sogar den Atem unter Kontrolle hielt, wirkte er wesentlich aufgeregter. Er blies mir seinen Atem in den Nacken, und ich hörte ihn zittern.

»Das kann doch nicht wahr sein, Sinclair. Sagen Sie mir, daß es nicht wahr ist.« Ich spürte den Druck seiner Hände auf beiden Schultern, als wollte er bei mir Schutz suchen.

»Irrtum, es ist wahr…«

Lechner dachte an seine Tochter. »Trudi«, raunte er, »meine Güte, wo ist sie?«

»Nicht hier.«

»Dann kann sie…«

»Warten Sie es ab. Wir werden uns das alles genauer anschauen. Deshalb sind wir ja hier.«

»Okay, aber…«

»Keine Sorge, wir werden uns so verhalten, daß man uns möglichst nicht entdeckt.« Ich wollte noch etwas warten, weil ich nach einem sicheren Weg suchte.

Die vier Zwerge stiegen mit ihrer Last eine in den Fels gehauene Treppe hoch. Das obere Ende des Gartens erreichten sie nicht. Etwa auf halber Höhe hielten sie an.

Meine Augen hatten sich gut an das Licht gewöhnt. Selbst von hier konnte ich erkennen, was sie vorhatten.

Zunächst einmal legten sie ihre Last nieder. Dann packten zwei von ihnen einen großen Stein und schoben ihn an eine andere Stelle. Das dabei entstehende Kratzen hörten wir sogar, und die Gesichter der Zwerge schimmerten dabei wie dunkles Metall.

Alles ging glatt. Sie kamen wieder zurück, bückten sich, und zu viert hoben sie den alten Savini an.

Wo sie ihn genau hinstellten, konnte ich nicht erkennen. Jedenfalls auf eine Erhöhung, so daß von unserem Standort aus der Zwerg beinahe doppelt so groß wirkte. Da blieb er stehen, als wäre der Platz extra für ihn freigehalten worden.

»Jetzt bin ich mal gespannt, was mit den anderen vier Gestalten passiert«, flüsterte mir der Bürgermeister ins Ohr. Und genau das war

ich auch. Ich hatte mir auch keine Vorstellungen gemacht, wollte mich überraschen lassen. Das geisterhafte Bild blieb. Nur manchmal überkam mich der Eindruck, als würde an den Stellen, wo kein Mondlicht hinsickerte, etwas Böses aus dem Boden dringen und sich verteilen. Da konnten mir die Nerven auch einen Streich gespielt haben, vom langen Starren zeigten meine Augen bereits die ersten Ermüdungserscheinungen. Die Zwerge blieben - nicht zusammen. Bevor sie in verschiedene Richtungen auseinandergingen, schauten sie sich noch einmal prüfend um. Dann huschten sie weg.

Nichts unterbrach die Stille. Kein leises Tappen ihrer Füße, keine Stimme, kein Geräusch. Der Garten blieb unter der nebulösen Stille vergraben. Ich merkte mir die Orte, wo sich die kleinen Zwerge hingestellt hatten. Nicht zusammen, sondern verteilt.

Okay, der Garten war eingeschlafen. Ich ging allerdings davon aus, daß nur die vier Zwerge lebten, auch die anderen mußten von diesem unerklärlichen Leben erfüllt sein, und der Meinung war auch der Bürgermeister.

»Wenn sie wollen, können sie sich alle bewegen.«

»Das glaube ich auch.«

»Ich will es jetzt wissen, Sinclair.« Er faßte mich hart an. »Ich will es endgültig wissen. Und ich habe, verdammt noch mal, meine Angst endlich überwunden.«

»Was meinen Sie damit?«

Sein Gesicht bracht er dicht an meines heran. Es sah so aus, als wäre es durch einen fahlen Blitz erhellt worden, und seine Haut wirkte wie ein blasser Teig. »Ich möchte herausfinden, wo all unsere Toten geblieben sind.«

»Können Sie sich das nicht denken?«

»Schon, aber ich will es mit eigenen Augen sehen, verstehen Sie das? Ich will ihnen gegenüberstehen.«

»Das ist mir klar.«

»Und wie kann man sich gegen sie wehren?«

Ich überlegte. Sollte ich ihm eine Waffe von mir geben? Die Beretta, den Dolch vielleicht? Ich hätte die zweite Waffe aus dem Wagen holen sollen, auf Reisen nahm ich sie oft genug mit, aber daran hatte ich leider nicht gedacht.

Karl Lechner griff in seine Innentasche. Die Hand zitterte, als er das alte Holzkreuz hervorholte. »Es ist ein Familienerbstück. Eines hat bei meiner Tochter im Zimmer gehangen, das zweite habe ich an mich genommen. Es kann ja sein, daß es mich beschützt.«

»Das hoffe ich auch. Warum hängt das Kreuz nicht mehr bei Ihrer Tochter im Zimmer?« Seine Miene trübte sich ein. Er hob die Schultern. »Sie wollte es nicht mehr. Ich weiß auch nicht, was in sie gefahren ist, aber sie lehnte es plötzlich ab.«

»Wie lange schon?«
»Seit einer Woche?« Er schaute mich an, als könnte ich ihm die Antwort geben. »Was schließen Sie denn daraus?«
»Nichts, noch nichts.«
»Das glaube ich Ihnen nicht. Ich habe meine Schlüsse gezogen. Ich bin davon überzeugt, daß sie einen anderen Weg eingeschlagen hat. Sie wich vom rechten Pfad ab.«
»Darüber können wir uns später Gedanken machen, wenn wir sie gefunden haben.«
»Glauben Sie noch daran, daß wir Trudi finden werden?«
»Natürlich.«
»Ich nicht. Ich habe sie hier nicht gesehen, ich…«
»Es kann auch weitergehen, Herr Lechner. Dieser Garten braucht nicht das Ende zu sein. Ich wundere mich nur darüber, daß nicht schon andere ihn vor uns gefunden haben.«
»Den Grund kann ich Ihnen sagen.« Er zog an seinen Fingern und lauschte dem Knacken. »Das liegt einzig und allein daran, daß der Weg bisher versperrt gewesen ist. Diese Felsenge war nicht immer offen. Sie ist verschlossen gewesen. Jemand muß den schweren Stein oder Felsen zur Seite bewegt haben.«
»Könnte das Ihre Tochter gewesen sein?«
»Damit rechne ich.«
»Gut, darum können wir uns später kümmern. Jetzt möchte ich mir den Garten anschauen.«
Karl Lechner überließ mir die Führung. Es gab keinen direkten Weg. Wir bewegten uns praktisch durch die Lücken, die sich zwischen den aufgestellten Steinen, kleinen Felsmauern und Zwergen aufgetan hatten. Jedesmal, wenn ich an einer dieser Figuren vorbeischlich, überkam mich ein Frösteln. Ich sah in die Gesichter der steinernen Gestalten. Von innen her schienen sie zu leben und zu leuchten oder lag es nur am Licht des Mondes, das sich über sie ergoß? Ich hatte mir den Ort genau eingeprägt, wo der alte Savini hingestellt worden war. Dazu mußten wir den Garten in seiner Breite durchqueren und dann den kleinen Terrassengang hochschreiten. Dicht unterhalb seines Endes, wo dann die rauhe und steile Wand begann, war er abgestellt worden. Mein Kreuz hatte sich bisher noch nicht »gemeldet«. Für mich war es schon beklemmend, durch diese unheimliche und auch irgendwo künstliche Welt zu schreiten, die von einem Hauch Magie erfüllt war. Sie lag überall wie ein schwerer Odem, der uns daran hinderte, tief Luft zu holen. Die Luft war nicht kalt und auch nicht warm. Sie kam mir wie eine laue Brise vor, die aus irgendwelchen Spalten wehte und unsere Gesichter streichelte. Warum geschah das? Lag hinter oder in den Felsen versteckt möglicherweise eine Wärmequelle?

Durch Tasten oder Berühren erreichte ich nichts. Das Gestein blieb so kühl wie immer. Wieder schritt ich dicht an einem Zwerg vorbei. Diesmal schaute ich genau hin und erkannte, daß es sich bei diesem Wesen einwandfrei um eine Frau handelte.

Der Bürgermeister hatte meinen Blick bemerkt. Er ging hinter mir und tippte mir auf die rechte Schulter.

Ich drehte mich um, sah sein Nicken und hörte die Erklärung. »Ich kenne sie. Das ist die alte Grete gewesen. Sie hat am Ende des Dorfes gewohnt und war eines Tages verschwunden.«

»Was ist mit den anderen Zwergen?«

»Muß ich das denn noch sagen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, jetzt nicht mehr. Nur eines noch. Haben Sie alle erkannt?«

»Fast alle.«

Ich atmete scharf durch die Nase. »Himmel, dann müssen Sie ja viele Menschen verloren haben.«

»Es sind auch Fremde darunter.«

»Ist gut«, sagte ich, schaute noch einmal zurück, um sicherzugehen, daß wir nicht verfolgt wurden.

Wir standen auf den Stufen der Terrassen, schauten in die Tiefe, ohne eine Bewegung erkennen zu können. Die Zwerge standen wie Statuen an ihren Plätzen. Mir fiel auch die Leiche oben in der Hütte ein. Ich dachte wieder an das Blut, das den kleinen Raum förmlich überspült hatte. Mit den bloßen Händen war der Mann bestimmt nicht umgebracht worden. Die Zwerge mußten Waffen besitzen, nicht nur die kleinen Pfeile, die sie so gezielt abschießen konnten.

Ich ging noch einige Schritte nach rechts, um den Mann zu erreichen, dessen Tod ich miterlebt hatte.

Er war noch immer ein Zwerg, stand jedoch auf einem Podest oder Block und erreichte deshalb fast meine Größe. Als ich den Kopf ein wenig senkte, schaute ich direkt in seine Augen.

Der Zwerg Savini starrte mich an.

Es war ein kalter, ein grausamer, ein tödlicher Blick, überdeckt von einem wahnsinnigen Haß. Und noch etwas las ich darin. Mein Todesurteil!

ENDE des ersten Teils